Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Neue Serie Band LXXI
Gesamtserie Band 120
Heft 3+4 2017

Inhalt

161 Editorial

Abhandlungen

165 *Anamaria Depner*, „Pflegedinge" transdisziplinär betrachtet. Über den Versuch einer objektzentrierten, empirisch fundierten Methodengenese

189 *Hans Peter Hahn*, Fragwürdige Episteme der Materialität. Warum Theorien materieller Kultur die Komplexität der Dingwelt unterschätzen

209 *Laura Gozzer*, Am Rande des Münchner Wohnungsmarkts. Subjektmodelle und moralische Anrufungen in Reportagen zur Wohnungssuche

Mitteilung

237 *Moritz Ege/Johannes Moser*, Urbane Ethiken. Debatten und Konflikte um das gute und richtige Leben in Städten. Projektvorstellung

Chronik der Volkskunde

253 Bericht zur 9. Jahresmitgliederversammlung des netzwerk mode textil e.V. mit Rahmenprogramm *(Kathrin Pallestrang)*

258 Bericht über das 50. Internationale Symposium Keramikforschung „Keramik zwischen Produktion, praktischem Gebrauch, Werbung, Propaganda und Mission" *(Claudia Peschel-Wacha)*

264 Bericht über den Workshop „Zusammenarbeit(en). Praktiken der Koordination, Kooperation und Repräsentation in kollaborativen Prozessen". Ein gemeinsamer Workshop des Collegium Helveticum und des Instituts für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (Populäre Kulturen) der Universität Zürich *(Ute Holfelder)*

272 Tagungsbericht „Wie kann man nur dazu forschen? – Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie" *(Diana Egermann-Krebs)*

279 Tagungsbericht „‚Kontaktzonen' und Grenzregionen. Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven" des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde *(Uta Bretschneider)*

283 Tagungsbericht „Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde / Kulturwissenschaft in Europa nach 1945“ *(Margaretha Schweiger-Wilhelm)*
290 Wolfgang Slapansky (1959–2017) *(Christian Stadelmann)*

Literatur der Volkskunde

297 Gabriela Kompatscher, Reingard Spannring, Karin Schachinger: Human-Animal Studies. Eine Einführung für Studierende und Lehrende *(Nadja Neuner-Schatz)*
301 Hans Grießmair: Stuben und Möbel im Tiroler Bauernhaus *(Konrad Köstlin)*
304 Katarína Popelková u. a.: Was bedeutet ein Feiertag im 21. Jahrhundert in der Slowakei? (= Ethnologische Studien, Bd. 21) *(Gabriela Kiliánova)*
308 Annegret Waldner und Sonja Fankhauser: Von Zillerthal nach Zillerthal. Der Weg der Zillertaler Protestanten von Tyrol nach Preussisch-Schlesien im Jahr 1837 *(Timo Heimerdinger)*
310 Elke Hammer-Luza, Elisabeth Schöggl-Ernst (Hg.): Lebensbilder steirischer Frauen 1650–1850 (=Forschungen zur Geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, Band 82) *(Johann Verhovsek)*

312 Eingelangte Literatur *(Hermann Hummer)*
317 Internationale Zeitschriftenschau *(Hermann Hummer)*
318 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
320 Impressum

Erratum

Das letzte Heft der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde weist einen Fehler in der Nummerierung auf. Statt „LXXXI/120, 2017, Heft 1+2“ lautet die korrekte Zählung „LXXI/120, 2017, Heft 1+2“. Wir bitten um Kenntnisnahme

Editorial

Das Jahr 2017 hat auf unterschiedlichen Ebenen Neuerungen und Veränderungen gebracht, über die wir an dieser Stelle informieren möchten. Birgit Johler, die die Zeitschrift seit 2008 hervorragend redaktionell betreut hat, hat eine neue Stelle als Kuratorin am Haus der Geschichte Österreich angetreten. Wir danken ihr sehr herzlich für ihre stets verlässliche, umsichtige und genaue Arbeit und die überaus kollegiale Kooperation zwischen Herausgeberschaft und Redaktion. An ihrer Stelle dürfen wir nunmehr Magdalena Puchberger begrüßen, die mit den Agenden der ÖZV vertraut ist, da sie bereits für den Chronikteil zuständig war, und die mit diesem Heft die Redaktion übernimmt.

Mittlerweile ist es auch gelungen, künftig alle unserer Universitätsinstitute in Österreich in den Herausgeber- und Redaktionskreis einzubeziehen. Aus Graz wird ab 2018 Katharina Eisch-Angus und aus Klagenfurt Ute Holfelder mitwirken. Aus Innsbruck hat sich Silke Meyer bereits in diesem Heft engagiert. Wir freuen uns, damit wieder auf verbreiterter Basis das zentrale Fachorgan ÖZV verantworten zu können.

Die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde hat sich dazu entschlossen, eine offensive Open Access-Strategie zu verfolgen, die eine einfache und umfassende Zugänglichkeit sicherstellt und die Sichtbarkeit erhöht. Alle älteren Ausgaben seit 1895 sind mittlerweile auf der Homepage des Volkskundemuseums Wien als PDF abrufbar und über einen Index recherchierbar (https://www.volkskundemuseum.at/oezv_jahrgaenge). Jüngere Ausgaben werden seit dem Jahrgang 2016 nach einer Frist von zumindest sechs Monaten ab Erscheinen in der Digitalen Bibliothek der Universität Innsbruck zur Verfügung gestellt (http://diglib.uibk.ac.at/OEZV).

In diesem Heft der ÖZV finden sich zwei weitere Texte, die aus der Wiener Tagung „Treffpunkte: Dinge, Praktiken und Diskurse" hervorgingen und die von den Tagungsorganisator*innen Franz Eder, Oliver Kühschelm, Klara Löffler und Brigitta Schmidt-Lauber als Gastherausgeber*innenteam betreut wurden: Es handelt sich um den Beitrag von Anamaria Depner zu „Pflegedingen" sowie einen Artikel von Hans Peter Hahn zu materieller Kultur. Zusätzlich konnte für dieses Heft ein Beitrag von Laura Gozzer zu Aushandlungen im angespannten Wohnungsmarkt der Stadt München aufgenommen werden. Er rekurriert

auf ein laufendes Forschungsprojekt, das Teil der DFG Forschergruppe „Urbane Ethiken“ an der Ludwig-Maximilians-Universität in München ist. Diese für das Fach anregende und wichtige Forschergruppe wird in den Mitteilungen durch einen Bericht von Moritz Ege und Johannes Moser vorgestellt.

Timo Heimerdinger
Brigitta Schmidt-Lauber

Abhandlungen

„Pflegedinge“ transdisziplinär betrachtet.
Über den Versuch einer objektzentrierten, empirisch fundierten Methodengenese[1]

Anamaria Depner

Ein Ziel kulturwissenschaftlicher Forschung ist es, so nahe wie möglich an der Realität und Praxis des Alltäglichen zu bleiben und gleichzeitig die Wechselbeziehungen zwischen Diskursen und Praktiken, die jene Realitäten konstituieren, mit zu erfassen. Die Herausforderung, diesem Anspruch methodisch konsistent Folge zu leisten, gründet darin, gleichzeitig auch materielle Objekte hierbei einzubeziehen. Schließlich sind diese in Diskursen und Praktiken, im menschlichen Alltag überhaupt, allgegenwärtig. Die Ausgangsfrage dieses Beitrags lautet somit: Wie kann – von einem forschungspraktischen Standpunkt eines interdisziplinären Forschungssettings aus gefragt – ein methodischer Zugang beschaffen sein, der dem Zusammenspiel von Dingen, Diskursen und Praktiken Rechnung trägt?

Situationsbeschreibung und Bestandsaufnahme

Dinge, als ontisches Faktum verstanden, sprengen durch die Wirkung ihrer Existenz disziplinäre Grenzen. Die intensive und interdisziplinäre Auseinandersetzung mit Objekten hat in den letzten Jahrzehnten daher

1 Dieser Artikel entstand im Rahmen des Forschungsprojekts »Die Pflege der Dinge – Die Bedeutung von Objekten in Geschichte und gegenwärtiger Praxis der Pflege« – kurz »Pflegedinge« (www.pflegederdinge.de). Das diesem Artikel zugrundeliegende Vorhaben wurde von Februar 2014 bis Ende Januar 2017 mit Mitteln des deutschen Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UO1317A gefördert. Die Ergebnisse wurden publiziert in dem Sammelband: Lucia Artner, Isabel Atzl, Anamaria Depner, André Heitmann-Möller, Carolin Kollewe (Hg.): Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017. Die Verantwortung für den Inhalt der vorliegenden Veröffentlichung liegt bei der Autorin.

zu einer Annäherung und einem starken Austausch zwischen unterschiedlichen Disziplinen geführt: WissenschaftlerInnen aus den Bereichen Kulturanthropologie und Ethnologie, Soziologie, Archäologie und anderen historischen Wissenschaften, Materialwissenschaften, Philosophie, Psychologie und vielen mehr haben ebenso wie Fachleute aus den Bereichen Museum oder Pädagogik die Rolle der Dinge in der menschlichen Lebens- und Erfahrungswelt neu durchdacht. Entsprechend stehen unterschiedliche Ansätze und Zugänge für die Analyse von Mitwirkung,[2] Bedeutung,[3] Agency,[4] Eigensinn[5] etc. von Objekten zur Verfügung. Damit verbunden ist auch ein breites Repertoire unterschiedlicher Methoden zur Sammlung und Auswertung von Daten, aus dem ObjektforscherInnen, dem pluralistischen Anspruch der Material Culture Studies entsprechend, jene wählen können, die in ihren Augen dem Forschungsgegenstand angemessen sind. Die sich an Fachgrenzen orientierenden eher traditionellen Methoden sind in den wenigsten Fällen dezidiert darauf abgestimmt, Objekte, schon gar nicht Objekte in ihrer Materialität, als datengenerierende Faktoren zu betrachten. Die unterschiedlichen in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen etablierten Zugänge wie zum Beispiel teilnehmende Beobachtung, diverse Interview- und Textanalyseformen, Verfahren der datenbasierten Theoriebildung stellen zwar mannigfaltige probate Mittel der Materialsammlung und -interpretation bei der Erforschung materieller Kultur zur Verfügung. Doch mit diesen methodischen Ansätzen, die alle dem

2 Vgl. Martin Waldenfels: Die Mitwirkung der Dinge in der Erfahrung. In: Hans-Peter Hahn: Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen. Berlin 2015, S. 57–79.

3 Vgl. Hans-Albrecht Hartman, Hans Albrecht, Rolf Haubl (Hg.): Von Dingen und Menschen. Funktionen und Bedeutung materieller Kultur. Wiesbaden 2000; Bernd Oeljeschläger: Dingbiographien in Lieblingsgegenständen. Ein Versuch zur Benennung von Dingbedeutungen. In: Hermann Heidrich (Hg.): Sachkulturforschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19. September 1998 in Bad Windsheim (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Bd. 32). Bad Windsheim 2000, S. 86–93 und Daniel Miller: Der Trost der Dinge. Fünfzehn Porträts aus dem London von heute. Berlin 2010 (EA 2008).

4 Zum Beispiel Bruno Latour: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt a. M. 2008 (EA 1991).

5 Zum Beispiel Hans Peter Hahn: Materielle Kultur. Eine Einführung. Berlin 2005; Ders. (Hg): Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen. Berlin 2015.

qualitativen Paradigma zugeordnet werden können – unter anderem Dichte Beschreibung nach Clifford Geertz 1983, ethnomethodologische Konversationsanalyse nach Harvey Sacks, Emanuel Schegloff und Gail Jefferson, Dokumentarische Methode nach Karl Mannheim, Grounded Theory Method (GTM) nach Barney G. Glaser und Anselm Strauss bzw. Anselm Strauss und John Corbin – sind zum Teil sich widersprechenden Prämissen und Erkenntnisinteressen verbunden. So geht es bei einer dichten Beschreibung beispielsweise darum, sich verstehend jenen Strukturen zu nähern, die das Beobachtete bedingt haben, während die GTM auf eine erklärende und möglichst allgemeingültige Theoriebildung abzielt. Bei der Auswertung, die in der Regel über Codierungsverfahren erfolgt, bestehen darüber hinaus zwischen den Methoden empfindliche Unterschiede bezüglich der Generierung der Codes, die je nachdem aus dem Text oder aus der Fragestellung heraus entwickelt werden. Die analysierten Texte schließlich, ob Beobachtungsprotokolle, Interviews, Gebrauchsanleitungen, bilden, auch wenn sie in unserem Fall alle auf Objekte Bezug nehmen, sehr unterschiedliche Realitäten ab. Die Angelegenheit wird noch komplexer, wenn wir uns bei objektzentrierter Forschung in der historischen Dimension bewegen.

Diese sehr reiche, aber auch diverse Landschaft an Zugängen soll nun aus der Perspektive eines objektzentrierten Forschungsprojektes beschrieben werden. Im Folgenden wird vom Versuch die Rede sein, ein analytisches Instrument zur Erfassung der Trias aus Dingen, Praktiken und Diskursen aus der interdisziplinären Forschungspraxis heraus zu entwickeln. Zunächst möchte ich einen kurzen Überblick über das Projekt „Pflegedinge", also über den Rahmen der behandelten Thematik geben und die Fragestellung wie den theoretischen Horizont skizzieren. Forschungsstrategien und methodische Zugänge zur Materialsammlung sollen dabei am Beispiel des von mir bearbeiteten Teilprojektes „Diskrete Dinge: unscheinbare, selbstverständliche und übersehene Objekte in der stationären Pflege dementiell erkrankter Menschen" aufgezeigt werden.[6] Daran anschließend werde ich mich der interdisziplinären methodologischen Dimension dieses Projekts einer Objektforschung zuwenden und damit den Schwierigkeiten, Dinge, Diskurse und Praktiken in einem

6 Hierzu siehe auch Anamaria Depner: Diskrete Dinge: Unscheinbare, selbstverständliche und übersehene Objekte in der stationären Pflege dementiell erkrankter Menschen. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 205–237.

Zugriff zu erfassen. Abschließend möchte ich anhand eines Beispiels aus meiner eigenen Forschung auf eine Frage zu sprechen kommen, die sich mir, infolge dieser Methoden-Debatte, hinsichtlich des Praktiken-Konzeptes stellt: Wo ist das Praktiken-Konzept mit dem Objektkonzept der Material Culture Studies kompatibel – und wo nicht?

Das Forschungsprojekt „Pflegedinge"

Pflege und Care, ob aus historischer Perspektive oder in heutigen Settings, von den Dingen her zu untersuchen, war Ziel des interdisziplinär angelegten Grundlagenforschungsprojektes „Die Pflege der Dinge – Die Bedeutung von Objekten in Geschichte und gegenwärtiger Praxis der Pflege" (kurz: Pflegedinge), das vom Februar 2014 bis Januar 2017 an vier Standorten in Deutschland durchgeführt wurde. Beteiligt waren das Institut für Gerontologie der Universität Heidelberg, das Berliner Medizinhistorische Museum der Charité, das Institut für Sozial- und Organisationspädagogik der Universität Hildesheim und das Fachgebiet Pflegewissenschaft der Universität Osnabrück. Die disziplinäre Vielfalt im Projekt war nicht alleine auf die beteiligten Institutionen zurückzuführen, sondern auch auf die fachliche Ausrichtung der mitarbeitenden ForscherInnen, unter denen beispielsweise drei Ethnologinnen mit ganz unterschiedlichen Schwerpunkten zu finden waren oder KollegInnen, die eine Krankenpflegeausbildung absolviert hatten, bevor sie die akademische Laufbahn als Pflegewissenschaftler oder Historikerin und Ausstellungskuratorin einschlugen. Allen ging es darum, Dinge im Wechselspiel ihrer Nutzung in der pflegerischen Praxis und ihrer diskursiven Einbettung zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Pflegesettings zu erfassen und zu verstehen. Die Rolle der Dinge bei der Konstitution von Pflege sollte sowohl aus historischer als auch aus gegenwartsbezogener Perspektive analysiert werden. Der Einfluss unterschiedlicher diskursiver Wissensbestände bei der Gestaltung, Benutzung und Rollenzuweisung von Dingen in der Pflege sollte dabei miteinbezogen werden. Ziel war es, in Pflegekontexten Interaktionen und Beziehungen, in denen Menschen wie Dinge involviert sind, zu untersuchen.

Den theoretischen Rahmen bildeten dabei die bereits eingangs erwähnten Material Culture Studies, aber auch die damit verknüpften Science and Technology Studies und die Workplace Studies. In den Material Culture Studies werden Objekte als facettenreich und vieldeutig

konzipiert und die Materialität, die Stofflichkeit der Dinge wird stets im Blick behalten. Wird nach Bedeutung gefragt, so auch jenseits eines semiotischen Verständnisses, wie es beispielsweise für den Symbolischen Interaktionismus im Sinne eines Herbert Blumer in der Soziologie der Fall ist. Aber auch der Verlust und Wandel der Bedeutung(en) oder besser, der Rollen von Dingen ist Untersuchungsgegenstand der Material Culture Studies ebenso wie die menschliche Interaktion mit und die menschliche Beziehung zu den Dingen. Gerade in der deutschsprachigen Forschungsliteratur findet sich eine starke Hinwendung zu der Frage nach der Rolle der physischen Präsenz der Dinge für unsere Wahrnehmung und die Konstitution der uns umgebenden Dinge, aber auch für unsere Selbstwahrnehmung als leibkörperliche Wesen.[7] Nicht zuletzt aufgrund ihrer stofflichen Beschaffenheit können Dinge Handlungen ermöglichen oder behindern und sind mit Menschen und anderen Dingen auf unterschiedlichen Ebenen verbunden. Autoren wie Andreas Kuntz,[8] Martin Scharfe,[9] Gudrun König[10] oder Hans Peter Hahn[11] haben dies bereits mehrfach aufgezeigt. Der Historiker und Raumtheoretiker Karl Schlögel bringt es anschaulich auf den Punkt wenn er mit Blick auf 9/11 formuliert: „Wir sind durch alle kulturellen Vermittlungen hindurch daran erinnert worden, dass nicht alles Zeichen, Symbol, Simulacrum,

7 Hans Peter Hahn, Jens Soentgen: Acknowledging Substances. Looking at the Hidden Side of the Material World. In: Philosophy and Technology 24/1 (2010), S. 19–33; Waldenfels (wie Anm. 2) und Anamaria Depner: Dinge in Bewegung. Zum Rollenwandel materieller Objekte. Eine ethnographische Studie über den Umzug ins Altenheim (zugl. Diss. Univ. Frankfurt a. M. 2013). Bielefeld 2015.

8 Andreas Kuntz: Erinnerungsgegenstände. Ein Diskussionsbeitrag zur volkskundlichen Erforschung rezenter Sachkultur. In: Ethnologia Europaea 20 (1990), S. 61–80.

9 Martin Scharfe: Kulturelle Materialität. In: Karl C. Berger, Margot Schindler, Ingo Schneider (Hg.): Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N.S. Bd. 23). Wien 2009, S. 15–33.

10 Gudrun König: Zum Lebenslauf der Dinge. Autobiographisches Erinnern und materielle Kultur. In: Hermann Heidrich (Hg.): SachKulturForschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19. September 1998 in Bad Windsheim (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Bd. 32). Bad Windsheim 2000, S. 72–85.

11 Hahn (wie Anm. 5).

Text ist, sondern Stoff, Materie, Baumaterial, von dem man erschlagen werden kann".[12]

Bei den im Projekt untersuchten Objekten und Technologien handelte es sich beispielsweise um ein historisches Thermometer[13], ein Pflegebett im hochspezialisierten Krankenhauskontext[14], ein Toilettenstuhl, eingesetzt in Altenpflegeeinrichtungen[15], zwei Sensoren-basierte Homecare-Systeme im Vergleich[16] sowie um in der Pflege demenziell erkrankter Menschen eingesetzte Dinge wie die von mir untersuchten Gegenstände[17]. In der letztgenannten Studie ging es nicht darum, a priori als Pflegedinge definierte Objekte im Einsatz zu betrachten, sondern darum, vor dem Hintergrund ihrer Nutzung in genuin pflegerischen Situationen eben solche Pflegedinge zu entdecken und zu identifizieren. Dabei fielen Objekte auf, die sonst leicht übersehen oder gemeinhin als selbstverständlich und verfügbar angenommen werden. Dennoch – oder gerade deswegen – wirken sie an der Ausgestaltung von Pflege weitreichend mit. Ihre Alltäglichkeit und Unaufdringlichkeit, sowohl für den Betrachter als auch für die bei der Nutzung involvierten AkteurInnen, veranlasste mich, diese Objekte als *diskrete Dinge* zu bezeichnen. Solche Objekte mussten nicht notwendigerweise speziell für die Pflege intendiert sein, sondern es konnte sich dabei um ganz unterschiedliche Objektgruppen handeln: um Objekte, die in derselben Form auch jenseits der

12 Karl Schlögel: Kartenlesen, Augenarbeit. Über die Fälligkeit des spatial turn in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. In: Heinz Kittsteiner (Hg.): Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten. München 2004, S. 262.

13 Dazu Isabel Atzl: Das materiale Erbe der Pflege. Historische Pflegedinge in Sammlungen und Museen und ihr Potential für die (pflege-)historische Forschung. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 51–84.

14 Dazu André Heitmann-Möller, Hartmut Remmers: Pflegebett und Agency. Eine Untersuchung aus der Perspektive der Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 133–162.

15 Dazu Lucia Artner, Daniela Böhringer: Die Veralltäglichung grenzwertiger Arbeit durch Pflegedinge. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, 169–198.

16 Dazu Carolin Kollewe: (In-)Aktivitäten des täglichen Lebens. Die Kategorisierung und Gestaltung des Alltags älterer und alter Menschen durch Technologien des *Ambient Assistent Living.* In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 91–126.

17 Depner (wie Anm. 6)

Einrichtung Teil des alltäglichen Lebens sind, im Kontext betrachtet aber für Organisation und Herstellung von Pflege und die Umsetzung von Pflegeleitbildern als zentral identifiziert wurden: beispielsweise Teelöffel, Tassen – und auch der Kaffee darin. Andere Objekte, die ich als diskrete Dinge bezeichne, waren zwar speziell für die Nutzung in Pflegeheimen hergestellt worden, waren aber aufgrund ihrer Beschaffenheit und ihres Einsatzes unaufdringlich oder wenig sichtbar, so zum Beispiel Sturzmatten, die so unauffällig wie effektiv sind. Bei der Einführung und auch im Gebrauch konnten aber nach meinen Beobachtungen auch solche Dinge zuweilen den Ablauf von Pflegeaktivitäten empfindlich beeinträchtigen, wovon am Ende des Artikels noch die Rede sein wird. Weiter beobachtete ich selbstgefertigte und angepasste Objekte, die auf spezielle und individuelle Anforderungen antworteten und deren Implementierung in die Pflegepraxis als kreativer Lösungsansatz gesehen werden kann, so wie beispielsweise ein umfunktioniertes Handtuch, das als Kleidungsschutz dient. Hierfür wurde in das Stoffstück ein Loch geschnitten und versäumt, so dass es über den Kopf gezogen werden kann. Mit dieser letztgenannten Gruppe von Objekten, die auf spezielle Bedürfnisse der Gepflegten wie Pflegenden antworten, eng verbunden sind auch Objekte, die sich auf die Lebensgeschichte, Lebenswelt und die individuellen Vorlieben der Gepflegten bezogen. Diese bezeichne ich als *biographische Objekte* – bezugnehmend auf eine Veröffentlichung der Ethnologin Janet Hoskins[18] und auf den in der Pflege zentralen Anspruch, den Austausch mit den Gepflegten durch Biographiearbeit[19] zu rahmen bzw. biographiebezogen zu pflegen. Das konnten Gegenstände sein, die aus dem Besitz der gepflegten Person stammen; also ganz persönliche biographische Objekte, die mitunter auch eine individuelle symbolhafte Bedeutung für ihre Besitzer hatten. Das konnten aber auch allgemein biographische Objekte sein, die den Gepflegten aus ihrer (früheren) Lebenswelt und

18 Janet Hoskins: Biographical Objects. How Things Tell the Stories of People's Lives. London 1998.

19 Biographiearbeit ist ein wichtiges Instrument moderner Pflegemodelle, die einen hohen Wert auf die Individualität und Selbstbestimmungsmöglichkeiten der zu pflegenden Menschen legen. Im Gespräch mit Angehörigen, BetreuerInnen und der jeweiligen Person selbst werden umfassende Angaben über den je spezifischen Lebensweg, die prägenden Erfahrungen, Präferenzen und Besonderheiten zusammengetragen. Leitend ist der Gedanke, dass über diese Informationen ein tieferes Verständnis für den jeweiligen Menschen erreicht werden kann, was es wiederum ermöglicht, diesen seinen Bedürfnissen entsprechend und damit besser zu pflegen.

Alltagsumgebung bekannt waren.[20] Solche Objekte kamen also aus oder in Anlehnung an einen zuvor geführten Alltag in die Einrichtungen und wurden sowohl von Pflegenden als auch von Gepflegten mitgebracht. Ein Beispiel hierfür wäre der beobachtete Einsatz von Frottee-Waschhandschuhen bei der Körperwäsche, die im Gegensatz zu Einwegprodukten ein vertrautes Gefühl vermitteln konnten und für einige ältere Menschen auch Teil der gewohnten Waschpraktiken waren. Einige dieser Dinge wurden zuweilen nicht mehr in den Kontexten, in denen sie „normalerweise" vorzufinden sind, eingesetzt – zumindest nicht mit dem üblichen Zweck bzw. Ergebnis, waren aber für die Herstellung von individueller Normalität für die Gepflegten maßgeblich, so zum Beispiel ein Strohbesen, mit dem eine an Demenz erkrankte Frau einer Praktik, die Teil ihres früheren Alltags war, nachgehen konnte, ohne dass diese effektiv ausgeführt oder notwendig gewesen wäre. Für die Person selbst war das Fegen mit dem Besen aber eine Möglichkeit, sich zu betätigen und sich sinnvoll einzubringen. Für ihre Pflege in der Einrichtung hatte das unter anderem die Auswirkung, dass sie seltener als unruhig wahrgenommen wurde und damit auch seltener Sedativa bekam.

Auf der Suche nach einem gemeinsamen objektzentrierten Zugang

Pflegedinge – Operationen des Definierens

Nach dem Verständnis der Projektgruppe ist die Kategorie *Pflegedinge* prinzipiell offen und nicht normativ, sondern kontextuell zu bestimmen. Pflegedinge sind Dinge aus pflegerischen Aktionsfeldern in einem bestimmten Zeithorizont. Der historische Rahmen und das Setting sind ebenso maßgebend dafür, ob sich ein Gegenstand als Pflegeding bezeichnen lässt, wie die Handlungen, in denen er involviert ist oder die Personen, die dabei eingebunden sind und werden. Ebenfalls können die Absichten der Nutzung, die zugrundeliegenden Wissensbestände und nicht zuletzt kontextuelle Bilder und Konstruktionen von beispielsweise Arbeit, Krankheit oder Geschlechterrollen hierfür relevant sein. Ein Beispiel mag dies veranschaulichen: Tätigkeiten, die heute dezidiert in den Aufgabenbereich von professionell Pflegenden gehören, wie das Fiebermessen mit einem Thermometer, waren vor gut hundert Jahren noch in

20 Depner (wie Anm. 6).

ärztlicher Hand, das Thermometer in dieser Zeit also auch kein *Pflegeding*, die Beobachtung des Gepflegten und seines Zustandes aber gehörte auch da zur pflegerischen Tätigkeit und stellte damit Pflege dar.[21] Entsprechend gehen wir von einem weiten und flexiblen Pflegebegriff aus, der weit mehr umfasst als professionalisierte Tätigkeiten bzw. die Tätigkeit professionell Pflegender: „Pflegedinge sind materiale Gegenstände, die sowohl historisch als auch gegenwärtig in sozialen Konstellationen und Konstruktionen von Pflege und care vorkommen."[22]

Aus methodologischer Sicht waren wir uns von Anfang an einig, dass durch einen explorativen und induktiven Zugang der Blick auf die Rolle von Dingen bei der Herstellung von Pflege sowie auf die Bedeutung(en) dieser Gegenstände für Pflegende, Gepflegte und ihr soziales Umfeld erweitert werden sollte. Um das zu erreichen, verständigten sich Lucia Artner, Isabel Atzl, André Heitmann-Möller, Karolin Kollewe und ich uns auf ein exploratives Jahr zur Orientierung und offenen Materialsammlung. Dabei zeigte sich, dass es nicht zielführend ist, die Methoden zur Datenerhebung zu vereinheitlichen, sondern dass erst ein pluralistisches Vorgehen ein umfassenderes Bild des Untersuchungsfeldes ermöglicht.

Wie die anderen ForscherInnen im Projekt hatte ich zunächst ein Forschungssetting für meine Studie ausgewählt, das als relevant und vielversprechend im Sinne der Fragestellung angesehen werden konnte und zu meinen Vorarbeiten passte: die stationäre demenzspezialisierte Pflege. Als zweiten Schritt entwickelte ich für die Orientierungserhebung ein Forschungsdesign, das mir mit Hilfe von Methodentriangulation erlaubte, dieses Feld in seiner Vielfalt kennen- und einschätzen zu lernen. Ich orientierte mich dabei an den klassischen empirischen Methoden kulturanthropologischer Fragestellungen: teilnehmende Beobachtung und qualitative Interviewmethoden wie freie und leitfadengestützte Expertengespräche. Hinzu kam eine Vielzahl in situ aufgenommener Fotoaufnahmen von Dingen, Dingensembles, Settings und Handlungen, mit Hilfe derer das Gesehene dokumentiert wurde. Diese Fotonotizen dienten mir einerseits als visuelle Gedächtnisstütze für die Erstellung der dichten Beschreibung, andererseits als Grundlage für genaue Bildanalysen zum tieferen Verständnis der Situation und dem genaueren Erfassen

21 Atzl (wie Anm. 13), S. 70 ff.

22 Carolin Kollewe u. a.: Pflegedinge – Materialitäten in Pflege und Care. Theoretischer Rahmen und interdisziplinärer Ansatz. In: Lucia Artner: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 15–44.

der Objekte und ihrer Kontexte. Entsprechend der GTM wechselten sich im Forschungsprozess Phasen der Erhebungen, der Theoriebildung und der Auseinandersetzung mit einschlägigen wissenschaftlichen Publikationen ab. Das im Feld gesammelte und generierte Datenmaterial setzt sich zusammen aus Texten über Dinge aus der Perspektive der Forscherin, Texten über Dinge aus der Perspektive der Befragten und aus fotografischen Abbildungen von Dingen, erfasst wiederum von der Forscherin.

Auch in den Teilstudien der anderen KollegInnen wurden zunächst unterschiedliche methodische Ansätze gewählt und ein an die GTM angelehntes Vorgehen verfolgt. In einem offenen Dialog innerhalb gemeinsamer Treffen präsentierten und diskutierten wir unser erhobenes Material, gelesene Texte und anderweitig erworbenes Wissen und auch die ersten noch sehr tastend formulierten Theorien. Dieser Austausch hatte zum einen zur Folge, dass wir die Arbeit im Projekt nicht nur als inter- sondern zunehmend als transdisziplinär zu begreifen begannen, dass sowohl vermehrt Wissen aus der Praxis unseren wissenschaftlichen Diskurs speiste als auch, dass dieser Diskurs zunehmend geprägt war von dem Wunsch, möglichst alle disziplinspezifischen Perspektiven zu integrieren und einen gemeinsamen und für alle geltenden interpretativen Zugang zu den unterschiedlichen Arten an Datenmaterial zu finden. Dies sahen wir als Desiderat vornehmlich, weil wir alle den gleichen Untersuchungsgegenstand – die Dinge – teilten und, wie uns deutlich wurde, objektzentrierte Forschung immer auch als Forschung jenseits disziplinärer Grenzen zu sehen ist. Dinge in ihren Rollen, Funktionen und Bedeutungen zu untersuchen und dabei ihrer Materialität Rechnung zu tragen, führen unterschiedliche Disziplinen zusammen, vereint sie und überwindet damit ihre diskursiven Grenzziehungen, weil Materialität als Teil der Welt unabhängig davon existiert, wie (oder ob) theoretische Diskurse sie erfassen und einordnen. Forschungsfragen, die materielle Objekte in den Mittelpunkt rücken, haben aufgrund ihres Untersuchungsgegenstandes so gesehen immer auch einen postdisziplinären Charakter.

Die Methodendebatte sensibilisierte damit auch für den Zusammenhang von Dingen, Diskursen und Praktiken. Aus sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive ist davon auszugehen, dass auch in der Pflege Objekte in ihrer Nutzung in engem Zusammenhang mit allgemeinen gesellschaftlichen Vorstellungen von Körperlichkeit, Alter, Krankheit/Gesundheit, Gender und anderen Faktoren stehen. Parallel zur Recherche historischer Objekte in Sammlungen und ersten

Orientierungserhebungen in Krankenhäusern, Privathaushalten und in meinem Fall in Altenpflegeeinrichtungen, setzten wir uns deshalb intensiv mit den Inhalten aktueller und älterer Pflegelehrbücher, mit Pflegetheorien und deren Genese sowie mit aktuellen pflegebezogenen Diskursen auseinander. Zu letztgenannten sind politische und politiknahe, öffentliche und gesamtgesellschaftliche Diskurse ebenso zu rechnen wie die aushandelnden und wissensbildenden Kommunikationsakte Gepflegter und Pflegender – wobei hier natürlich zwischen diversen pflegenden Gruppen zu unterscheiden ist. So habe ich beispielsweise unter anderem einschlägige Internetforen verfolgt, in denen sich professionelle Pflegekräfte über ihre tägliche Arbeit austauschen. Ebenso habe ich neuere Ausgaben von Fachzeitschriften wie *Der Pfleger. Die Schwester*, einem offiziellen Organ des Deutschen Berufsverbandes für Pflegeberufe, das an PraktikerInnen adressiert ist, nach für meine spezielle Fragestellung relevanten Artikeln durchsucht. Ziel war dabei nicht die lückenlose Dokumentation unterschiedlicher diskursiver Stränge, sondern ein schärferes und umfassenderes Bild des Objektbezuges in der Pflege.

Doing Carework – Diskussion möglicher Ansätze

Um besser herausarbeiten zu können, wie sich diese Wissensbestände und Diskussionen auf die pflegerischen Praktiken auswirken, zogen wir Texte von Autoren wie Andreas Reckwitz, Matthias Wieser und Karl Hörning zu Rate.[23] Die viele Disziplinen umfassende praxeologische Debatte um durch Praktiken konstituierte und reproduzierte Logiken in unterschiedlichen sozialen Bereichen, priorisiert das implizite Wissen agierender Subjekte und denkt dezidiert Dinge und ihre Materialität mit. So schreibt Reckwitz, „dass Praktiken nichts anderes als Körperbewegungen darstellen und dass Praktiken in aller Regel einen Umgang von Menschen mit ‚Dingen', ‚Objekten' bedeuten, was beides jedoch weder im Sinne des Behaviorismus noch eines Technizismus zu verstehen ist."[24] Dabei, so Reckwitz weiter, sei „Routinisiertheit und ‚Traditionalität'

23 Eine nach wie vor hilfreiche Zusammenstellung findet sich in dem Sammelband von Karl H. Hörning, Karl H., Julia Reuter (Hg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld 2004.

24 Andreas Reckwitz: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32/4 (2003), S. 290.

sozialer Praktiken [...] nur die eine Seite der sozialen Welt; die Praxistheorie betont gleichzeitig, dass die Logik der Praxis nicht aus der Wiederholung von Routinen besteht, sondern dass sich hier auch immer wieder eine interpretative und methodische Unbestimmtheit, Ungewissheit und Agonalität ergibt, die kontextspezifische Umdeutungen von Praktiken erfordert und eine ‚Anwendung' erzwingt und ermöglicht, die in ihrer partiellen Innovativität mehr als reine Reproduktion darstellt."[25] Laut Reckwitz ist der Status der Artefakte ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal der unterschiedlichen praxeologischen Strömungen.[26]

Wieser, der sich differenziert mit den posthumanistischen Ansätzen von Bruno Latour und den eher „schwachen Artefakten"[27] in beispielsweise der Praxeologie nach Hörning auseinandergesetzt hat, schreibt: „Während bei Bruno Latour den Dingen selbst Handlungspotential zugeschrieben wird, haben sie in der kulturtheoretischen Perspektive von Karl H. Hörning ‚lediglich' Irritations- und Herausforderungspotential."[28] Nach Wieser betrachtet Latour stets Hybride und ihre soziale Wirkungsweise. Menschen und Dinge sind in ihrer Wirkung dabei untrennbar verbunden und gleichberechtigt. Viele praxeologische Ansätze, so wie der von Hörning, folgen dem Konzept einer Symmetrie, wie sie die Actor Network Theory (ANT) postuliert, nicht vollumfänglich. Wieser spricht hier von „Theorien sozialer Praktiken"[29] im Unterschied zu Praxistheorien (zu denen er auch die ANT zählt). Solche Theorien sozialer Praktiken betrachten nicht die „Praxis der Dinge"[30] sondern vielmehr die „Dinge der Praxis"[31] wenn sie sich den Objekten zuwenden, also eher den Umgang mit und den Gebrauch von Dingen. Sie erfassen Objekte weniger als Konstituenten des Sozialen, als vielmehr deren gesellschaftliche Einbettung.

In unserer Forschungsgruppe bestand zwar durchaus Konsens hinsichtlich der Relevanz und gegenseitigen Bedingtheit von Diskursen,

25 Ebd., S. 294.
26 Ebd., S. 298.
27 Ebd.
28 Matthias Wieser: Inmitten der Dinge. Zum Verhältnis von sozialen Praktiken und Artefakten. In: Karl M. Hörning, Julia Reuter (Hg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld 2004, S. 92–197, hier S. 96 f.
29 Ebd. S. 103.
30 Ebd. S. 94.
31 Ebd. S. 96.

Dingen und Praktiken, allerdings konnte keine Einigung erzielt werden, wie weit wir welchen Ansätzen folgen wollen. Aus einer objektzentrierten Perspektive sind beide Zugänge hilfreich und zugleich kritisch zu bewerten: Ein Problem bei Latours Zugang zu den Dingen stellt die Tatsache dar, dass in den Ansätzen der ANT die Dinge abseits des Sozialen gar nicht zum Tragen kommen und in der Regel nur funktionierende Assoziationen, keine Devianzen betrachtet werden. Es wird die bereits etablierte gegenseitige Abhängigkeit und Untrennbarkeit von Objekten und Subjekten betrachtet, nicht deren Entstehung. In anderen praxeologischen Ansätzen wird der Prozess des Ausbildens von Praktiken in Abhängigkeit von den materialen Möglichkeiten der Dinge verstanden; sie setzen damit an einem früheren Punkt mit der Beschreibung an und lassen Raum für Irritationen und Neuerungen. Doch die Begegnung mit den Dingen interessiert in der Folge eher als Teil von übergreifenden, regelhaft ablaufenden Praktiken, deren Auswirkungen dann auf gesellschaftlicher Ebene eingeordnet und betrachtet werden. Für die situative, individuelle und womöglich auch herausfordernde Begegnung mit der physischen Präsenz der Dinge und ihre Folgen bleibt wenig Aufmerksamkeit. In letzter Konsequenz entmaterialisiert eine solche Perspektive die Wirkung der Dinge und fokussiert bei der Betrachtung ihrer Handhabung zu sehr auf das Ergebnis dieses Handelns in der Formierung sozialer Ordnungen durch die Dinge. Das kann bei Hörning besonders deutlich nachgezeichnet werden: Dinge wären somit Instrumente und nicht gleich zu gewichtende Faktoren im Zusammenspiel von Diskursen und Praktiken.

Besonders problematisch ist aber, dass beide Ansätze eine klare methodische Anleitung vermissen lassen, zwar durchaus als disziplinumfassende Forschungsmethode fungieren können, aber nicht entsprechende disziplinunabhängige Datensammlungs- und Auswertungstools zur Verfügung stellen. Die eingangs erwähnten gängigen Ansätze zur Datenauswertung wie etwa ethnomethodologische Konversationsanalyse und Dokumentarische Methode legen einen starken Fokus auf die Interpretation von Bedeutungszuweisungen in einem semiotischen Sinn und sehen kulturelle Objektivationen wie Handlungen, Aussagen und Dinge als Symbole und Kommunikationsmöglichkeiten an. Zweifelsohne ist das eine Fragestellung, die zu Recht an die Dinge herangetragen werden kann. Dinge sind aber noch viel mehr als potentielle Bedeutungsträger und funktionieren grundsätzlich anders als Sprache. Des Weiteren muss man sich darüber bewusst werden, dass die Analyse von Texten

über Dinge – egal welchen Ursprungs – immer nur Aussagen bezüglich des Sprechens über Dinge generieren kann, nicht aber Aussagen über die Dinge selbst.

Tools der Auswertung – Erprobung und Weiterentwicklung

Wir konstatierten also den Bedarf an einem holistischen methodologisch konsistenten Untersuchungs- und Auswertungsverfahren hinsichtlich von Dingen in unterschiedlichen Settings. Die Dinge, so unser Anspruch, sollen dabei im Zentrum der Analyse stehen; sie müssen Ausgangs- und Zielpunkt sein und dürfen zu keinem Zeitpunkt der Auswertung aus den Augen verloren werden.

Versuche, ein solches Arbeitsmodell in neueren Veröffentlichungen zu finden, führten rasch zur Grounded Theory Method (GTM) nach Anselm Strauss[32], mit der bereits von einigen ProjektmitarbeiterInnen in früheren Forschungsarbeiten Erfahrungen gesammelt worden waren. Die GTM ist wegen ihres iterativen Vorgehens bezüglich Datensammlung und -interpretation als Ansatz für objektbezogene Fragestellungen durchaus sinnvoll. Doch sind deren mehrstufige Kodierungsverfahren vor allem auf Interviewtranskripte oder auf aus dem Forschungssetting stammende Texte zugeschnitten und bei Texten wie Beobachtungsprotokollen oder dichten Beschreibungen, die von der ForscherIn selbst verfasst wurden, weitaus weniger geeignet, ein tieferes Verständnis der analysierten Phänomene und Kontexte zu ermöglichen. Im letztgenannten Fall besteht noch deutlicher als bei anderen Materialien die Gefahr, dass die Codes an manchen Stellen mehr Auskunft über den Blick des Beobachtenden als über das Forschungsfeld Auskunft geben. Zudem hatten wir auch Datenmaterial in Form von Bildern oder musealen Objekten, die mit der GTM nicht zur Gänze erfasst und ausgewertet werden können, auch wenn die in der GTM vorgesehenen Memos sich auch in unserem Forschungskontext als nützlich erwiesen.

32 Dazu Franz Breuer: Reflexive Grounded Theorie. Eine Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden 2009.

Adele Clarke[33] stellt mit ihrer Form einer Diskursanalyse, ANT und GTM verknüpfenden Situationsanalyse eine Kartierungs- und Auswertungsmethode zur Verfügung, die es erlaubt, auch sehr disparates Datenmaterial zusammenzuführen. Damit konnten die vielseitigen Zusammenhänge und Bezüge in unserem Material besser veranschaulicht werden; hier wurden in einer recht freien Darstellungsform menschliche, nichtmenschliche, diskursive sowie handlungsbezogene Elemente zusammengetragen und so die Beziehungen zwischen diesen für die Analyse sichtbar gemacht. Nach einer intensiven Auseinandersetzung mit diesem Arbeitsmodell und mehreren Tests befanden wir diese Methode als sehr hilfreich, um das Material zu sortieren, aber nicht ausreichend, um unserem objektzentrierten Anspruch zu genügen. Clarkes Situationsanalyse zielt auf die Ebene der Organisation ab, das heißt auf die Meso-Ebene. Der Fokus liegt auf dem Handeln in Situationen, auf Praktiken, auf Organisationen sowie auf Gegenständen. Man kann damit die Daten ordnen und Zusammenhänge gut herausarbeiten, doch die Objekte selbst geraten viel zu schnell in den Hintergrund. Sie finden sich zwar in den Kartierungen wieder, doch ihre physische Präsenz, ihre Mitwirkung an dem durch sie vorgegebenen Handlungsrahmen, die Logik ihrer Nutzung und Relevanz wird nicht detailliert genug erfasst.

Wir hatten die Vorstellung, im Team ein Auswertungsinstrument zu generieren, das – basierend auf dem zusammengetragenen Material der explorativen Phase – einen objektzentrierten Zugang zu den weiteren erhobenen Daten ermöglicht. Idealerweise sollte dieser Zugang für alle ProjektmitarbeiterInnen anwendbar sein. Das Verfahren sollte zur Verknüpfung einzelner Diskurse miteinander, mit Dingen und mit Praktiken dienen und Interdependenzen an Schnittstellen sichtbar machen. So entwickelten wir eine Liste von Themenfeldern, die sich für alle Forschenden als relevant erwiesen hatten. Aufgrund der Auseinandersetzung mit den vorgefundenen Objekten der Pflege, den Beobachtungen, Interviews und Lektüren sowie des systematischen Austauschs untereinander arbeiteten wir jene Themen und Begriffe heraus, auf die wir bei der Betrachtung unseres Materials immer wieder gestoßen waren: *Nähe*, *Sicherheit*, *Selbstständigkeit*, *Wissen* oder *Standardisierung*. Dies waren

33 Adele E. Clarke: Situational Analyses: Grounded Theory Mapping after the Postmodern Turn. In: Symbolic Interaction 26/4 (2003), S. 553–576 und dies.: Situational Analysis: Grounded Theory after the postmodern Turn. Thousand Oaks, California u. a. 2005.

Themen, die in den einzelnen Aushandlungsforen der verschiedenen pflegebezogenen Diskurse immer wieder aufgetaucht waren. In all jenen Tätigkeiten und Praktiken, die wir unserem Material zufolge als pflegerische Aktionsfelder in einem spezifischen Zeithorizont identifiziert hatten, waren diese Themenfelder ebenfalls zu finden. Die Objekte, die wir in der Feldforschung und den musealen Sammlungen als relevant identifiziert hatten, ordneten wir diesen Praktiken zu, die Liste blieb offen. Mit den gemeinsam extrapolierten Aspekten konnten wir also die Ebene der Diskurse und jene der Praktiken abdecken.

Nachdem wir festgestellt hatten, dass mit unterschiedlichen disziplinären Zugängen, mit unterschiedlichen Erhebungsmethoden, in unterschiedlichen Pflegesettings über einen Untersuchungszeitraum von etlichen Jahrzehnten durchaus belastbare inhaltliche Grundlinien aus dem Material zu extrahieren waren, schlossen wir eine neuerliche Phase der Feldforschung an. Ziel war es schließlich, aus der Bewegung zwischen Praktiken und Diskursen rund um die Dinge einen analytischen Zugang zum gesamten bisher vorhandenen Material wie auch zu neuen empirischen Daten zu entwickeln. Doch bei der Erprobung unseres kategorialen Rasters, also bei der Auswertung des neuen Materials, stellte sich das Konzept zum einen als begrifflich zu wenig ausdifferenziert, zum anderen als zu starr und sperrig heraus. Die Praktiken erschienen damit als diskursiv vorgegeben, die Dinge waren versteckt und zu bloßen Instrumenten der Praktiken und Diskurse degradiert.

Auch beschäftigte uns zunehmend die Frage der Erfassbarkeit von vergangenen, historischen, aber auch zeitgenössischen Praktiken: Welche Aussagen kann man über Praktiken treffen, die man nicht beobachten kann? Können historisch Forschende aber auch jene, die als Zugriff auf aktuelle Phänomenen Interviews und nicht Beobachtungen wählen, überhaupt den Anspruch erheben, Praktiken zu analysieren? Und: Wie können wir uns bei einer teilnehmenden Beobachtung sicher sein, dass wir wissen, welche Praktik wir beobachten? Am Beispiel wird die Brisanz dieser Frage deutlich: Während ein an Demenz erkrankter Bewohner im Bett gewaschen und rasiert wurde, lag stets die Hand der Pflegekraft auf dessen Hüfte auf, wenn sie nach den Utensilien auf dem Nachtkästchen griff. Ich hatte angenommen, die Praktik des Sicherns beobachtet zu haben, bis mir die Pflegerin, nachdem wir ein tiefergehendes Vertrauensverhältnis entwickelt hatten, offenbarte, dass ich eigentlich eine Praktik des Vorführens regelkonformer Pflege (in diesem Fall das „Waschen-wenn-andere-Personen-dabei-sind“) beobachtet hatte. Sie

erläuterte, dass es ihr bei der Berührung der Gepflegten nicht so sehr um das taktile Sichern ging als vielmehr um das vorgabenkonforme Ausführen der pflegerischen Tätigkeit, dass zu zeigen sie gewohnt war, wenn eine beobachtende Person mit im Raum war.

In einem stufenweisen, längeren Prozess entwarfen wir immer neue Maps, um Interdependenzen systematisch zu beschreiben. Die Schemata wurden im Laufe der Auseinandersetzung wesentlich differenzierter. Es kristallisierte sich als zentrales Anliegen heraus, von den Dingen bzw. der Beziehung zwischen Menschen und Dingen in konkreten Situationen auszugehen und dem Zirkulären der gegenseitigen Beeinflussung von Dingen, Diskursen und Praktiken Rechnung zu tragen: Als zentral ist das relationale Verhältnis von Menschen und Dingen anzusehen. Diskurse, verstanden als Bündelung interdependierender, meinungsetablierender Aussagen, stellen Aushandlungsforen dar, in denen normative Aussagen getroffen und, Foucault folgend, Wirklichkeiten mitentworfen werden. Jede dieser Wirklichkeiten lässt gewisse Praktiken beim Austausch zwischen Menschen und Dingen entstehen – gleichzeitig bestimmen aber Handlungen und Verhaltensweisen, ob routinisiert oder nicht, Diskurse. Die Ausgestaltung von Dingen ist ebenfalls von Diskursen bestimmt – aber auch von der Nutzungsintention und der vollführten Handlung an den Objekten, und den materiell bedingten Möglichkeiten, die wiederum den Umgang mit den Dingen rahmen.

Mit all diesen Überlegungen entfernten wir uns zunehmend von der Erstellung eines Auswertungsinstruments zur konkreten Arbeit am Ausgangmaterial. Es ist vielmehr ein Meta-Konzept entstanden, das bereits wissenschaftlich aufbereitete Daten über das Gefüge von Dingen, Diskursen und Praktiken systematisch miteinander verbinden und Interdependenzen aufzeigen kann.

„Interdisziplinarität", so lässt sich mit Harald Welzer schlussfolgern, „funktioniert nur pragmatisch, in der exakten Definition eines gemeinsam erschließbaren Gegenstandsbereichs und in der Abstimmung erprobter Instrumente und Methoden."[34] Eine Übereinstimmung lässt sich in den seltensten Fällen erreichen. Der Versuch, eine transdisziplinäre, objektzentrierte Auswertungsmethode zu generieren, führte nicht zu einem von allen anwendbaren Werkzeug. Doch die Themenliste, die wir projektbezogen bereits nach einem Jahr zu erstellen begannen und im folgenden *Analysefoki* nannten, blieb erhalten, wurde erweitert und

34 Harald Welzer: Nur nicht über Sinn reden! In: Die Zeit vom 27.04.2006, S. 18.

als sensibilisierendes und erkenntnisförderndes Konzept bei der Interpretation des Materials und der Verknüpfung der Datenbestände untereinander eingesetzt.[35]

Anhand eines Objektbeispiels aus meiner Forschung möchte ich aufzeigen, wie sich, den oben vorgestellten Zusammenhängen folgend, objektzentriert Erkenntnisse generieren lassen, die Diskurse und Praktiken mit einbeziehen. Dabei entstehen Fragen hinsichtlich der praxeologischen Prämissen, deren Klärung zu einem sowohl objekt- als auch personenbezogenen Zugang beitragen könnte.

Diskurse, Dinge und die große Blackbox des Gebrauchs. Ein Objektbeispiel

Die Sturzmatte ist ein Objekt, das infolge der Debatte um freiheitsentziehende Maßnahmen verstärkt Einzug in Pflegeheime gefunden hat. Sie soll die Folgen eines Sturzes im Schlaf aus dem Bett eindämmen und die Verletzungsgefahr vermindern. Die Fixierung von Personen, beispielsweise durch Gurte, um einen solchen Sturz zu verhindern, wird aus rechtlicher Perspektive grundsätzlich als freiheitsentziehende Maßnahme bewertet und ist heutzutage nur in vereinzelten, begründeten Ausnahmefällen zulässig. In der Vergangenheit wurden als Reaktion hieraus in der Regel die Bettseitenstützen angebracht, beziehungsweise, je nach Bauart des Bettes, diese teilweise oder ganz hochgezogen. Bei Personen allerdings, die bedingt durch die Konstruktion des Bettes oder durch den eigenen physischen und/oder kognitiven Zustand, nicht in der Lage sind, das sogenannten Bettgitter selbständig zu entfernen, würde dieses Verfahren ebenfalls als freiheitsentziehende Maßnahme gewertet werden. Häufig wird in der Praxis viel darüber diskutiert, ob bei einer Person, die sich nicht mehr ohne fremde Hilfe fortbewegen kann, das Hochziehen der Bettseitenstützen auch unter diesen Tatbestand fallen würde. Das geläufigste Argument dagegen ist, dass die betreffende Person sich aufgrund ihrer Immobilität ohnehin nicht aus dem Bett begeben würde und

35 Nähere Ausführungen dazu, wie die Analysefoki identifiziert wurden und welche konkret als für das Projekt relevant ausgemacht wurden, wie sich ihr Einsatz in Verbindung mit dem empirischen Material ausgestaltet hat sowie Anwendungsbeispiele können in der Abschlusspublikation zum Projekt nachgelesen werden. Artner u.a. (wie Anm. 1)

ihr daher auch nicht die Freiheit, dies zu tun entzogen würde, indem das sturzverhindernde seitliche Brett angebracht wird. Dafür, auch in diesem Fall freiheitsentziehende Maßnahmen zu sehen, spricht einerseits, dass die seitlichen Stützen dennoch als unüberwindbare Begrenzung der Bewegungsfreiheit wahrgenommen werden können. Andererseits wird häufig als Immobilität das „Nicht-mehr-laufen-können" definiert. Anderen Möglichkeiten der Fortbewegung, die ein selbstbestimmtes Verlassen des Bettes ermöglichen könnten, werden gar nicht erst bedacht und damit ausgeschlossen. Um nun dem pflegerischen Anspruch der Sturz- und Verletzungsvermeidung und der Schutzpflicht der HeimbewohnerInnen nachzukommen und gleichzeitig so viel Selbstbestimmung wie möglich zu gewährleisten, ist in Pflegeheimen durch das Aufstellen von Bewegungsmeldern oder das Auslegen von Sturzmatten vor den Betten inzwischen ein alternativer Weg eingeschlagen worden. Auch eine der Einrichtungen, in der ich teilnehmende Beobachtungen bei der Pflege von Menschen mit Demenz durchführte, hat während der Zeit meiner Aufenthalte Sturzmatten eingeführt.

In die hier besprochene Ausführung der Sturzmatte, die als die am weitesten verbreitete angesehen werden kann, sind keine Sensoren oder andere Bauteile eingearbeitet, die Stürze elektronisch weitermelden. Es handelt sich um ein ca. 180 cm x 100 cm großes, nur wenige Zentimeter dickes Objekt aus Schaumstoff. Die ganz in Blau gehaltene Matte ist so hart gepolstert, dass sie sich beim Begehen wie ein gewöhnlicher Bodenbelag anfühlt, zugleich aber weich genug ist, um einen Sturz aus circa einem Meter Höhe abzufedern. Das verwendete Oberflächenmaterial hat zudem eine höhere Rutschfestigkeit als der in der Regel in Pflegeheimen verlegte Linoleumfußboden, so dass beim Aufstehen aus dem Bett eine stärkere Reibung zwischen (Fuß)Sohle und betretenem Untergrund entsteht und ein Ausrutschen damit weniger wahrscheinlich wird. Die Ecken der Matte sind abgerundet und alle umlaufenden Kanten sind abgeschrägt, so dass ein stufenloser Übergang vom Boden auf die Matte und zurück ermöglicht wird. Damit soll das Befahren der Matte beispielsweise mit Rollstühlen, Rollatoren oder Liftern ermöglicht werden, ohne dass sich deren Räder an Kanten stoßen; Personen, die ihre Füße nur sehr wenig beim Gehen anheben können, sollen mühelos die Matte betreten können. Idealerweise ist kein Unterschied zwischen Boden und Matte zu spüren: Sie wirkt unauffällig, unaufdringlich und absolut passiv. Material und Form sind den Intentionen und Notwendigkeiten der Nutzung angepasst.

Abseits dieser beabsichtigten Nutzung wie Befahren, Begehen, Ausrutschen-Verhindern, Sturz-Auffangen – kann der Umgang mit der Matte genau aufgrund dieser Materialität und Ausführung zu weitreichenden Herausforderungen und Störungen führen, wie in meinen Beobachtungen ersichtlich wurde: Im Zuge der Reinigung des Fußbodens muss auch der Bereich unter der Matte gesäubert werden. Diese Arbeiten werden von hauswirtschaftlichem Personal durchgeführt. Die Matte muss dazu zur Seite genommen werden, danach gibt es drei mögliche Szenarien für die Wiederbereitstellung. Entweder die Matte liegt auf dieselbe Art und Weise wie zuvor an derselben Stelle zur Nutzung bereit. Somit hat der Umgang mit der Matte seitens der Hauswirtschaft keine Auswirkung auf die Pflege. Die zweite Möglichkeit ist, dass die Matte nicht wieder an ihren Platz zurückgelegt wird. In diesem Fall war sie bei meinen Beobachtungen in der Regel in einer Ecke des Raumes so auf ihrer langen Kante aufgestellt, dass die Matte ein liegendes U bildete. Aufgrund der Materialfestigkeit ist es möglich, die Matte so abzustellen und durch die geringe Auflagefläche kann der Boden in dem Bereich des Raumes leicht trocknen. Die Handhabung durch die Hauswirtschaftskraft endet bei dieser Variante damit und die Matte verbleibt so aufgestellt in der Ecke. Damit die intendierte Funktionsweise des Objekts wiedergegeben ist, muss das Fehlen der Matte vor dem Bett bemerkt und die Matte wieder dort positioniert werden. Lagert die Matte aber zu lange in der U-förmigen Aufstellung, bekommt sie – wieder aufgrund ihrer Materialeigenschaften – eine leichte Wölbung entlang ihrer kurzen Achse, so dass sie nicht mehr vollkommen flach auf dem Boden liegt. Ihre Funktion, das Befahren und Begehen zu erleichtern wird damit unterbunden. Im dritten Fall, der zuweilen anzutreffen war, hatte die Person, die die Matte vor dem Bett entfernt hatte, um darunter zu putzen, das Objekt zwar wieder zurückgelegt, allerdings mit der Oberseite nach unten. Aufgrund der oben beschriebenen Ausgestaltung der abgeflachten Oberkanten der Matte entsteht damit eine kleine Auskragung um die Matte herum, die wiederum beim Befahren oder Betreten unweigerlich dazu führt, dass Räder oder nur leicht angehobene Füße daran hängen bleiben. Ein Teil ihrer Funktionen und Nutzungsweise wird damit nicht nur verhindert, sondern die Sturzmatte wird selbst zu einem sturzbefördernden Objekt.

Am skizzierten Beispiel der Sturzmatte kann das Zusammenspiel von Objekten, den diskursiven Rahmungen ihrer Etablierung sowie Verwendungsformen und Wirkungsweisen aufgezeigt werden. Zugleich

wird die eigensinnige Rolle der Dinge sichtbar. Wichtig hierfür ist, genau auf ihre Materialbeschaffenheit und auf die sich daraus ergebenden, das Umfeld dieser Objekte gestaltenden Folgen einzugehen. Eine präzise Beschreibung der Dinge, ihrer Ausführung und der Kontexte, in denen sie zu finden sind, ist dabei zentral. Die Betrachtung anderer Dinge oder Menschen, die physisch mit dem Ausgangsobjekt in Berührung kommen oder in einer anderen Form durch die faktische Existenz der Objekte beeinflusst werden, ermöglicht es, ein heuristisches System aufzubauen, das dem Perspektivenreichtum und der Polyvalenz der materiellen Dinge Rechnung trägt. Ihr Mit- und Zusammenwirken in Handlungsmomenten aber auch ihre Latenzen und ihr Eigensinn müssen dabei in Beziehung gesetzt werden zu den vielschichtigen AkteurInnen und Akteursgruppen, den Interessen und Verhandlungszusammenhängen, die den Diskurs um sie befruchten. Die Dinge sind dabei ganz im Sinne der Material Culture Studies nicht (nur) als Helfer, Vermittler oder symbolartige Sedimente kultureller Praktiken und gesellschaftlicher Diskurse zu verstehen. In ihrer physischen Präsenz werden sie zu Ausgangs-, Ziel- und Ankerpunkten des untersuchten Settings und damit auch der Untersuchungsmethode. So können Aussagen darüber getroffen werden, wie Menschen und Objekte (in unserem Fall im Pflegesetting) interagieren und dabei Handlungsfähigkeit konstituieren, wie sich theoretische und konzeptuelle Entwicklungen (in der Pflege) über Objekte erfassen lassen und wie innovative Objekte wiederum zu Veränderungen in der (Pflege-) Praxis und gegebenenfalls auch bezüglich theoretischer Konzepte führen können, wie es das Projekt „Pflegedinge" intendiert.

Die Praktiken in der Forschung – Fragen zum Schluss

Was disziplinübergreifendes Arbeiten so aufwändig macht, ist nicht die vermeintliche Unbequemlichkeit der wissenschaftlichen Perspektivdebatte und es ist auch kein Durchsetzungsdiskurs, den es zu führen gilt. Vielmehr ist es die eigene, geöffnete und erweiterte Perspektive, die nun irritiert und die Notwendigkeit mit sich bringt, sich neu entdeckten Fragen zu stellen. Daher möchte ich abschließend – anstelle eines Fazits und als Grundlage für eine weiterführende Diskussion – einen Punkt bezüglich des objektorientierten Erfassens von Praktiken herausgreifen, der aus meiner Perspektive im besonderen der Klärung bedarf. Die vielbesprochene Verknüpfung von Dingen und Praktiken nämlich

scheint Segen und Fluch zugleich, zumindest wenn man sie von den Dingen her denkt. Keine Frage: der routinemäßige, auf einem impliziten Wissen basierende, habitualisierte Umgang mit den Dingen – das Selbstverständliche unserer Objektinteraktion, das wir mit dem Konzept der Praktiken fassen – nimmt die Dinge als materiale Entitäten wahr. Sie werden hierbei aber als eindeutig und gewissermaßen unveränderlich gesetzt. Was sich anpasst, wenn Menschen zuweilen doch mit dem Eigensinn der Dinge oder ihrer Widerspenstigkeit konfrontiert werden, sind die Praktiken. Doch auch Dinge werden oft genug Bedürfnissen angepasst. Hierfür ist ein zumeist planvoller, intentionaler und bewusster Umgang mit ihnen vonnöten.

In der aufgrund von Zeitdruck und Repetition stark von Routinen dominierten Pflegepraxis hatte ich während der teilnehmenden Beobachtungen verstärkt den Eindruck, jedes Mal sich unterscheidende Handlungen zu beobachten, die mit der Umgebung und deren physisch-materieller Beschaffenheit in einem wechselvollen Zusammenhang stehen. Ein implizites Wissen war durchaus vorausgesetzt, doch die konkrete Ausgestaltung der oft regelgeleiteten Tätigkeiten wurde immer wieder situativ neu verhandelt. Beim Unterfangen, dieses Phänomen analytisch zu fassen, stieß ich immer wieder auf Parallelen zu der bereits skizierten projektinternen Debatte darum, unter welchen Forschungsumständen das Erfassen von Praktiken ermöglicht werden kann – nur dass wir diese Frage hinsichtlich der historischen Dimension diskutiert hatten und uns zunächst teilnehmende Beobachtung gepaart mit freien Formen der Interviewführung der Königsweg, fast schon der einzig legitime Zugang zur Erfassung von Praktiken zu sein schien. Nach den Erfahrungen im Projekt können berechtigte Zweifel daran formuliert werden, dass aus einer objektzentrierten Perspektive heraus betrachtet Praktiken entdeckt und in situ erfasst werden können und ich bin viel eher geneigt zu sagen, dass sie nur ex post aus dem Material (re-)konstruiert werden können. Denn betrachtet man die Dinge zum Zeitpunkt ihres Gebrauchs, ist es stets ein situativer und kontextualisierender, ein qualitativer, Blick. Dieser richtet sich, selbst bei längerfristig angelegten teilnehmenden Beobachtungen, auf die Eigenheit eben jener gerade ausgeführten Nutzungsweise. Im Rückblick besehen scheint mir daher die historische Dimension einen viel geeigneteren Zugang zu Praktiken zu liefern. Repetition und wiederkehrende Handhabungsweisen hinterlassen Spuren an den Dingen, ihre Materialität wird dadurch geprägt und verändert. Diese zu erkennen und zu interpretieren gleicht einer

quantitativen Erfassung ihrer häufigsten Nutzungsweisen; Praktiken werden so sichtbar.

Nach Reckwitz sind in Praktiken die materiellen Aspekte von Leib-Körpern und Dingen verbunden, Praxeologie dient also zur Überwindung eines Dualismus, der sich zwischen explizitem und bewusstem handlungs(an)leitenden Wissen und konkretem Objektgebrauch als Handlung aufspannt. Prägnant formuliert er: „Die Materialität der Körper ist die eine, notwendige Seite der sozialen Praktiken – die andere Seite, die die Praxistheorie hervorhebt, ist in der Materialität der Dinge zu suchen."[36] Wie wir aber am Beispiel der Sturzmatte gesehen haben, kann gerade die Materialität der Dinge irritieren, sich uns widersetzen, uns überraschen, überwältigen – allgemein gefasst: krisenhafte Augenblicke heraufbeschwören – und es damit nötig machen, Praktiken zu durchbrechen bzw. ihre Ausbildung erschweren oder verhindern.

Ist dann ein praxeologischer Zugang, der ja auf das Selbstverständliche, das internalisierte Handhaben der gegebenen Dinge abzielt, ausreichend, um den beschriebenen Dualismus zu revidieren? Wie ist dieser zu ergänzen? In einem Band mit Beiträgen zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften hat Ulla Tschida in einem Beitrag mit dem Titel „Auf der Suche nach dem Artefakt" auf das Problem hingewiesen. Sie zeigt hier auf, dass „Stabilität und Geschlossenheit" von Artefakten keine unumstößliche Annahme sein kann. Zusammenfassend schreibt sie „Praktiken im praxeologischen Sinn bezeichnen wissensbasierte Verhaltensroutinen, wobei Artefakte (neben Körpern) ein konstitutiver Bestandteil sind. Wenn sich nun die Beständigkeit eines Artefakts über Raum und Zeit relativiert, bleibt die Frage, inwieweit denn noch praxeologisch von einer stabilen und regelmäßigen Präsenz des Artefakts als Bedingung für die Entstehung und Reproduktion einer Praktik ausgegangen werden kann."[37] Tschida steht also nach der Diskussion ihres Beispiels, den digitale Netzen, auch *grids* genannt, vor ganz ähnlichen Fragen, vor denen ich nach der Betrachtung der durch und durch ‚analogen' Sturzmatte stehe. Als Ansatzpunkt bietet

36 Reckwitz (wie Anm. 24).

37 Ulla Tschida: Auf der Suche nach dem Artefakt. Zur materiellen Praxis von Infrastruktur-Entwicklung. In: Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann u. a. (Hg.): Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Berlin 2014, S. 219–242, hier S. 240 f.

sich die Klärung der Frage an, ob und wie Handlung, Praktik, Routine voneinander differenzierbar sind und welches, diesen Begriffen je zugrundeliegende Konzept welche Ebene des menschlichen Austausches mit materiellen Objekten adressiert.

Anamaria Depner, 'Objects of Care' from a Transdisciplinary Perspective. Generating an object-centred and empirically-based method.

One aim of research in the study of culture is to remain as close as possible to the reality and practice of everyday life whilst, at the same time, grasping the relationships between the discourses and practices that constitute those realities. Simultaneously incorporating material objects into this is the challenge behind finding a method that consistently follows this aim; objects are, ultimately, omnipresent in discourses and practices, in everyday human life per se. This article therefore starts from the question of how – from the point of view of research practice within an interdisciplinary research setting – might a methodological approach be designed that does justice to the interplay between things, discourses and practices?

Fragwürdige Episteme der Materialität

Warum Theorien materieller Kultur die Komplexität der Dingwelt unterschätzen

Hans Peter Hahn

Ein Überblick über einige wichtige theoretische Strömungen in der Erforschung der materiellen Kultur vom 19. bis zum 21. Jahrhundert ergibt eine überraschende Einseitigkeit dieser Modelle. Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit wird hier anhand einiger Beispiele von Karl Marx bis Bruno Latour gezeigt, dass Konzepte zu materieller Kultur von, oftmals kaum reflektierten Defiziten geprägt sind. Diese Mängel drücken sich in bestimmten Annahmen aus, die mitunter zu falschen und wenig tragfähigen Bewertungen des Materiellen führen. Im Einzelnen sind das folgende Punkte: (1) große Aufwertung des Materiellen, (2) Auslöschung komplexer und widersprüchlicher Wahrnehmung zugunsten bestimmter „Funktionen" und (3) Stabilisierung der Rolle des Materiellen auf der sozialen Ebene.

Aktuelle Trends in der Forschung zur materiellen Kultur scheinen diese Problematik erkannt zu haben und dem entgegenzuwirken, indem sie einen neuen Fokus auf Umgangsweisen mit Dingen setzen, die nicht dem unmittelbaren Umfeld des Konsums zuzuordnen sind. Beispiele dafür sind das Interesse an Recycling und an Substanzen und Stoffen, aus denen Objekte gemacht werden. Insbesondere die alltäglichen Dinge, deren Bedeutung in der Lebenswelt nur durch sorgfältige ethnografische Forschung erschlossen werden kann, verlangen nach einem sensibleren Umgang mit ambivalenten Bewertungen aber auch mit dem Nichtwissen im Hinblick auf viele alltäglich genutzte Dinge. Auf dem Weg zu einer nachhaltigen Theorie materieller Kultur bedarf es noch weiterer Schritte der Öffnung. Materielle Dinge sind nicht einfach eine Erweiterung bestehender Diskursfelder, sondern sollten als eine eigenständige Herausforderung aufgefasst werden.

Einleitung

Vielfach gingen Theorien materieller Kultur in den letzten fünfzig Jahren mit problematischen Aufwertungen des Materiellen einher. Materielle Gegenstände wurden zu Teilen von Diskursen, die soziale Felder konstituieren oder sie wurden zum komplementären Element in der

Organisation des „Ich". Gleichviel, ob als soziale Bedeutungsträger[1], als Identitätsvermittler oder als Akteure – immer schienen die Dinge „dienlich" für eine gesellschaftliche oder kulturelle Stimmigkeit, die schon auf der Ebene des Konzeptentwurfs keinen Raum für das Irritierende und Belastende mehr lässt.

Wie sehen wir die Dinge? Wie sehen die Dinge uns? In diesem Beitrag soll an erster Stelle eine kritische Betrachtung bisheriger Zugriffe auf das Materielle stehen. Nicht die Ausdifferenzierung der jeweiligen disziplinären Entwicklungen und Positionen stehen damit im Mittelpunkt, sondern die Herausarbeitung grundsätzlicher Diskurslinien in transdisziplinärer Perspektive.

Im Weiteren werden hier also Eckpunkte einer differenzierteren Theorie dargelegt, auch wenn diese noch bei Weitem nicht ausformuliert ist. So muss ein reflektierter Zugriff auf Wahrnehmungsweisen des Materiellen der Ambivalenz unmittelbarer Dinglichkeit einen größeren Platz einräumen. Intuitiv und in bewusst verknappter Form die Mängel bisheriger Theoriebildung aufgreifend, hat sich die neuere Forschung zu materieller Kultur mehr und mehr auf solche Praktiken ausgerichtet, die – gemessen an dominanten Konsumpraktiken – als „marginal" gelten. Das zeigt sich zum Beispiel an der zunehmenden Beschäftigung mit „Müll" und „Recycling" in den letzten Jahren. Der Verfall der Dinge, die Fragmentierung von Gegenständen, die Umwertung durch die Entdeckung neuer Eigenschaften und gesellschaftliche Konflikte über den Verbleib von Gütern sind weitere Perspektiven, die der vermeintlichen Dienlichkeit der Dinge in Praktiken und Diskursen die Basis entziehen. Das Studium solcher Phänomene hat in den letzten zehn Jahren viel zur Weiterentwicklung der Theorien materieller Kultur beigetragen.

So weit seien die Leistungen dargestellt. Eine kritische Darstellung älterer wie auch in den letzten dreißig Jahren formulierter Konzepte zu materieller Kultur muss jedoch auch die Kontinuität der vereinfachenden Beschreibung herausstellen. Wie gezeigt werden soll, gibt es ein systematisches Defizit in diesen Theorien, das insbesondere in einer ethnografischen Perspektive auf den alltäglichen Umgang mit Dingen deutlich

1 Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird im vorliegenden Text das grammatikalische männliche Geschlecht in der Bezeichnung von Personen und personenbezogenen Funktionen verwendet. Dies impliziert jedoch keine Benachteiligung des weiblichen Geschlechts, sondern soll im Sinne der sprachlichen Vereinfachung als geschlechtsneutral zu verstehen sein.

wird. Der kurze Überblick über die wichtigsten Theorien soll deshalb auch um die Erläuterung der Gründe ergänzt werden, warum es in den letzten Jahren einerseits ein so großes Interesse an materieller Kultur gab, andererseits aber die weiterhin bestehenden Mängel nicht wirklich überwunden wurden. Gerade einige neue Konzepte der letzten fünf bis zehn Jahre zeigen, welche spezifischen Erweiterungen das Forschungsfeld der Materialität in der Gesellschaft benötigt.

Die zentrale These dieses Beitrags lautet, dass wir noch am Anfang einer Theorie stehen, die sich mit der Materialität in unserer Gesellschaft in nachhaltiger Weise befasst. Eine Theorie, die einen brauchbaren Zugang bieten und Forschung anleiten soll und für die der Beitrag schlussendlich plädiert, muss Einseitigkeiten vermeiden. Zugleich muss sie hinreichend flexibel sein, aber auch auf den angemessenen Platz der Dinge im Alltag sowie in besonderen Situationen hinweisen. Angemessen sollte eine solche Theorie insofern sein, als sie beobachtbare Wahrnehmungen, Umgangsweisen und Bedeutungen von Dingen aufgreift und erklärt, ohne aber die Relevanz des Materiellen insgesamt überzubewerten oder herunterzuspielen.

Theorien des 19. und 20. Jahrhunderts zu materieller Kultur

In der Geschichte des westlichen Denkens haben die Dinge stets einen schweren Stand gehabt. Von Platons Höhlengleichnis bis zur Cartesianischen Teilung der Welt in die „äußeren Dinge" sowie die „Dinge des Denkens" gab es im Abendland eine alte und starke Tradition der Priorisierung der Welt der Ideen, Denkweisen und Konzepte. In der langen Geschichte der Philosophie erschien das Materielle immer wieder als ungeeignet, um zentrale Fragen über die Welt zu beantworten. Gleichviel, ob das Materielle als ephemer, flüchtig und oberflächlich, oder, im Gegenteil, in seiner Masse und Schwere als das Denken behindernd aufgefasst wurde,[2] stets kamen Denker zum Schluss, es sei besser, an erster Stelle dem Denken zu folgen und der unmittelbaren Wahrnehmung des Materiellen und Konkreten zu misstrauen.

2 Alexius Meinong: Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie. Hamburg 1988 [1904].

Sicherlich gibt es auch schon in der älteren Geschichte Ausnahmen, z. B. in Form der Signaturenlehre von Jacob Böhme.[3] Aber wesentlich und grundlegend für die Entwicklung des Denkens über Dinge waren doch zwei Strömungen des 19. Jahrhunderts. Das betrifft zum einen die aufkommende Konsumkritik, die nach einer genaueren Betrachtung der Dinge verlangte, nur um die „richtigen", nämlich die einer Gesellschaft angemessenen Güter von den falschen zu scheiden. Ganz offensichtlich gehören zu dieser Denkrichtung Henry Thoreau und Wilhelm Bode, die beide damals mit ihren Werken eine außerordentliche Resonanz hatten. Im Kontext der rasch größer werdenden Verfügbarkeit von Konsumgütern äußerten sie in populärer Weise die Sorge um den Verlust an Kontrolle, Überblick und Urteilsvermögen.[4] Auf die falschen, schlechten, unnützen Dinge zu verzichten, den Erwerb von Gütern sorgfältig zu überdenken, nicht nur auf die Güter selbst, sondern auch auf die Bedingungen der Herstellung zu schauen – all diese Vorstellungen wurden bereits damals formuliert und haben bis in die Gegenwart nichts von ihrer Aktualität eingebüßt.

Die zweite Annährung an die Materialität der Gesellschaft geht von Karl Marx aus. Im Grunde treibt ihn die gleiche Sorge an wie die Konsumkritiker. Es geht um den Kontext der immer größer werdenden Rolle von materiellen Gütern, die als „Waren" in die Lebenswelt der Menschen eintreten. Marx beschreibt diese Problematik, indem er auf ein doppeltes Wertsystem aufmerksam macht. Ihm zufolge wird in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts (wie auch in der Gegenwart) zwischen „Gebrauchswert" und „Warenwert" unterschieden. Das Auseinandertreten dieser beiden Wertformen fasste Marx als einen grundlegenden, ideologisch verschleierten Mangel aller kapitalistischen Gesellschaften auf. Obgleich Marx zu Recht als Materialist in die Geschichte des Denkens einging, so ist doch

3 Dieter Mersch: Die Sprache der Dinge. Semiotik der Signatur bei Paracelsus und Jakob Böhme. In: Martin Zenck, Tim Becker, Raphael Woebs (Hg.): Signatur und Phantastik in den schönen Künsten und in den Kulturwissenschaften der frühen Neuzeit. München 2008, S. 47–62; Martin Scharfe: Kulturelle Materialität. In: Karl C. Berger (Hg.): Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft. Referate der 25. Österreichischen Volkskundetagung vom 14.–17.11.2007 in Innsbruck (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 23). Wien 2009, S. 15–33.

4 Henry D. Thoreau: Walden, or, Life in the Woods. Boston 1854; Wilhelm Bode: Die Macht der Konsumenten. Weimar 1904.

sein spezifischer Begriff für diese seltsame „Wertaufspaltung" eng mit der damaligen Religionswissenschaft verknüpft.

Der von Marx geprägte Begriff des „Warenfetischismus" ist bis heute ein geflügeltes Wort. Marx wollte damit auf ein scheinbar irrationales Verhalten des Konsumenten aufmerksam machen, wenn dieser nämlich einer Ware, also einem Ding, einen Wert zumisst, der nur wenig mit dem Gebrauchswert zu tun hat.[5] Die aus der Religionsgeschichte inspirierte,[6] fetischistische Perspektive auf käufliche Dinge erschien Marx eine nur durch den Kapitalismus möglich gewordene Abweichung von der vernünftigen Betrachtung des Materiellen. Die Dinge haben unerklärbare Wertäquivalenzen, und der Wunsch, sie zu besitzen, hat nichts mehr mit der Realisierung von Bedürfnissen zu tun.

„Konsumkritik" und „Warenfetischismus" als Schlagwörter für Problemwahrnehmungen bezüglich Entwicklungen des 19. Jahrhunderts stehen im gleichen Zeithorizont wie die „Erfindung" von Warenhaus und Versandhandel und die industrielle Durchdringung der Gesellschaft. Zur Dynamik jener Zeit gehört zudem eine Zunahme des globalen Güterverkehrs, dessen Intensität erst im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wieder erreicht und danach übertroffen wurde.

Der bis in das 19. Jahrhundert hinein enge Kosmos der verfügbaren Dinge gerät aus den Fugen, die Masse der verfügbaren Güter übersteigt alles Vorstellbare und dennoch gibt es kaum eine Auseinandersetzung mit der Materialität der Gesellschaft jenseits der skizzierten Denkweisen. Die Differenz zwischen gelebter Alltagwelt jener Zeit und den

5 *„Eine Ware scheint auf den ersten Blick ein selbstverständliches, triviales Ding. Ihre Analyse ergibt, daß sie ein sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken. Soweit sie Gebrauchswert, ist nichts Mysteriöses an ihr, ob ich sie nun unter dem Gesichtspunkt betrachte, daß sie durch ihre Eigenschaften menschliche Bedürfnisse befriedigt oder diese Eigenschaften erst als Produkt menschlicher Arbeit erhält. Es ist sinnenklar, daß der Mensch durch seine Tätigkeit die Formen der Naturstoffe in einer ihm nützlichen Weise verändert. Die Form des Holzes z. B. wird verändert, wenn man aus ihm einen Tisch macht. Nichtsdestoweniger bleibt der Tisch Holz, ein ordinäres sinnliches Ding. Aber sobald er als Ware auftritt, verwandelt er sich in ein sinnlich übersinnliches Ding. Er steht nicht nur mit seinen Füßen auf dem Boden, sondern er stellt sich allen andren Waren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne."* Karl Marx: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Hamburg 1867, S. 85.

6 Hartmut Böhme: Warenfetischismus. In: Stefanie Samida, M. K. H. Eggert und Hans Peter Hahn (Hg.): Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen. Stuttgart 2014, S. 264–268.

Trends in Wissenschaft und Kunst ist sogar noch größer, wenn man Christoph Asendorf folgt, der von einer „Verdrängung des Materiellen" spricht.[7] Als Symptome dafür verweist er auf die rasche Durchsetzung der Fotografie sowie auf den Impressionismus, der Lichteindrücke, aber nicht Dinge in den Mittelpunkt stellt. Bezüglich der Wissenschaft nennt Asendorf als weitere Beispiele: den Elektromagnetismus, die Erfindung der Röntgenstrahlen und die intensiven Debatten um die Äthertheorie. Diese um 1900 wichtigen Themen stehen exemplarisch für die Faszination des Immateriellen, wie Feldkräfte und Bewegungen.

Das eher von kritischer Distanz gegenüber konkreten materiellen Dingen geprägte Denkmodell hat Auswirkungen sowohl für zeitgenössische Konzepte zu materieller Kultur als auch für die Theoriebildung, da diese Konzepte und Theorien überwiegend für eine Einordnung oder Bändigung des Materiellen und damit im Grunde für die Eliminierung von Materialität als einem eigenständigen Forschungsfeld plädierten. Diese Konzepte befördern ein Denken, das Gegenstände aus einer kritischen Distanz beleuchtet, sich aber nur wenig mit den Dingen als solchen befasst.[8]

Was bleibt, ist entweder eine „moralische" Einschätzung, wie sie von der Konsumkritik nahegelegt wird, oder eine sozialstrukturelle Instrumentalisierung. Diesem letzten, im Laufe des 20. Jahrhunderts immer wichtiger werdenden Paradigma zufolge zeigen die materiellen Güter als Sachbesitz die relative soziale Position des Individuums an, das als Besitzer oder Nutzer diesen Gütern zugeordnet werden kann. Diese Logik der Zuweisung und Verknüpfung mit einem bestimmten sozialen Status gilt für Einzelne wie auch für Gruppen, die auf diese Weise Zusammenhalt untereinander ebenso wie Abgrenzung artikulieren.

Über die wissenschaftliche Befassung hinausgehende und öffentlichkeitwirksame Beispiele dieser Auffassung von materiellen Dingen in der Gesellschaft kommen von Thorstein Veblen sowie Georg Simmel.[9] Solche Denkweisen lassen sich ohne Weiteres noch weiter bis in die

7 Christoph Asendorf: Ströme und Strahlen. Das langsame Verschwinden der Materie um 1900. Gießen 1989.

8 Bill Brown: Die Idee von Dingen und die Ideen in ihnen. In: Anke Ortlepp und Christoph Ribbat (Hg.): Mit den Dingen leben. Zur Geschichte der Alltagsgegenstände. Stuttgart 2009, S. 297–317.

9 Thorstein Veblen: Theorie der feinen Leute. Frankfurt a. M. [1899] 1986; Georg Simmel: Philosophie des Geldes. 2., ergänzte Auflage. Frankfurt a. M [1907] 1987.

Gegenwart verfolgen. Sie reichen bis hin zu Mary Douglas[10] und Pierre Bourdieu[11]: In den Konzepten dieser beiden Autoren stehen Dinge nämlich primär für die ihnen zugeschriebenen Bedeutungen.

Sicherlich gibt es Nuancen, etwa im Hinblick auf die Frage, ob die „Selbstbestätigung" des Individuums als Besitzer von Dingen im Mittelpunkt steht, oder die Möglichkeit der Einordnung durch andere. Bourdieu hat mit der Betrachtung der verinnerlichten „angemessenen Umgangsweise", also dem „Habitus", dieses Thema noch einmal methodisch präzisiert: Das bloße Besitzen eines Gegenstands ist nicht ausreichend. Vielmehr bedarf es einer spezifischen Kompetenz im Umgang mit Dingen und der Verbindung von Dingen untereinander, damit dies von anderen als „Lebensstil" erkannt wird.

Die Ausdifferenzierung des grundlegenden Konzepts von der sozialen Bedeutung des Materiellen, etwa durch die Berücksichtigung von Kontexten, die Einbindung von Handlungsweisen und sozialen Prozessen der Affirmation in der Gruppe hat schließlich Daniel Miller noch einmal deutlich weiterentwickelt, etwa durch genaue Beschreibungen, wie solche Bedeutungen von Dingen implizit erzeugt werden. So erläutert er in der *Theorie des Einkaufens*, dass nicht das Ideal der „Selbstverwirklichung" für bestimmte Konsummuster ausschlaggebend ist, sondern die Antizipation der Wertung durch sozial nahestehende Personen.[12] Konsum im alltäglichen Sinne schafft nur deshalb Bindungen, weil der soziale Konsens schon vorbereitet ist.

War der Konsum im Sinne eines rational nicht mehr erklärbaren „Warenfetischismus" bei Karl Marx noch Auslöser für Irritationen, so reduziert sich der Aspekt der Provokation im Licht von Millers Theorie signifikant: Konsum stabilisiert soziale Bindungen und Strukturen. Diese Vereinfachung mag eine Leistung der neuen Theorie sein. Aber es stellt sich doch die Frage, ob nicht auch das Gegenteil der Fall sein kann. Wie Konsumkritiker nicht müde werden zu betonen, bleibt Konsum eine zerstörerische Kraft, die jeden Einzelnen von der Geburt an

10 Hans Peter Hahn: Mary Douglas. Symbolische Anthropologie und die Entdeckung der Konsumkultur. In: Stephan Moebius und Dirk Quadflieg (Hg.): Kultur. Theorien der Gegenwart (2. Auflage). Wiesbaden 2010, S. 159–167.

11 Hans Peter Hahn: Die Sprache der Dinge und Gegenstände des Alltags. In: Sociologia Internationalis, 44(1), 2006, S. 1–19.

12 Daniel Miller: A Theory of Shopping. Ithaca 1998.

bedroht.[13] Miller präsentiert mit seiner theoretischen Erweiterung eine Funktionalisierung, die den Nutzen des Konsums herausstellt, aber für Irritation und Provokation durch Dinge keinen Raum mehr lässt.

Die soweit in sehr knapper Form skizzierten Theorien der materiellen Kultur von Veblen bis Miller leisten ganz unstrittig einen Beitrag zur Einbettung der Dinge. Das Soziale und das Materielle werden in einer Weise miteinander verbunden, die jedem einzelnen Objekt einen Platz zuweist. Scheinbar sind in einer Lebenswelt voller Zeichen und Bedeutungen die materiellen Dinge hoch funktional: Sie kommunizieren soziale Positionen sowie Nähe und Distanz zwischen Angehörigen unterschiedlicher Gruppen.[14] Für die Kennzeichnung dieses gemeinsamen Merkmals mag die voranstehende Skizze ausreichen, auch wenn manche wichtige Positionen ausgelassen wurden. Das gilt etwa für die Nutzung der Dinge in kulturhistorischen Rekonstruktionen[15] oder die Bedeutung von Dingen für die Übermittlung von Identitätsbildern.[16]

Die Skizze stellt gewiss eine grob vereinfachende Zusammenfassung unterschiedlicher Positionen dar. Aber nur über diese Verkürzung wird noch eine weitere, ebenso grundlegende Kontinuität deutlich: Alle diese Theorien weisen den Dingen nämlich einen stabilen Platz zu. Die Stabilisierung wird durch den Fokus auf eine bestimmte Funktion erkauft, insbesondere im Hinblick auf die Bedeutung, die den Dingen vom Besitzer oder von der sozialen Umwelt vermittelt wird. Jedes Ding hat seinen Platz. Diese Wahrheit gilt nicht so sehr, weil es benutzt wird, sondern vielmehr, weil seine soziale Bedeutung allgemein verstanden wird. Die Soziabilität des Materiellen ist erkauft durch eine Starrheit, die jedem materiellen Objekt eine gleichbleibende, tendenziell eher hohe Aufmerksamkeit in der sozialen Sphäre zuspricht.

Aber genau hier ist eine kritische Frage angebracht: Ist das Vorzeigen, Benutzen oder auch einfach nur Besitzen von Dingen immer ein

13 Juliet B. Schor: Understanding the New Consumerism. Inequality, Emulation and the Erosion of Well-Being (= PSW-Papers, Antwerpen, 2/2002). Antwerpen 2002.

14 Hans Peter Hahn: Konsum. In: Stefanie Samida, Manfred K. H. Eggert, Hans Peter Hahn (Hg.): Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen. Stuttgart 2014, S. 97–104.

15 Hans Peter Hahn: Leo Frobenius, Fritz Graebner, Wilhelm Wundt. In: Jon McGee, Richard L. Warms (Hg.): Theory in Social and Cultural Anthropology. An Encyclopaedia. London 2013, S. 293–296; 357–358; 947–948.

16 Colin Campbell: The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism. Oxford 1987.

soziales Handeln? Colin Campbell weist solche Annahmen, die vielfach implizit hinter Analysen zur materiellen Kultur stehen, zurück.[17] Bedeutung und Relevanz eines Objektes sind keinesfalls immer gegeben, und eine auf solchen Annahmen aufbauende Analyse verliert möglicherweise eine wesentliche Dimension aus dem Blick: Die Alltäglichkeit und Beiläufigkeit der Gegenwart von Dingen.[18]

ANT, Posthumanismus und ontologische Ansätze

Ähnliches gilt für die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT), die zum Ende des 20. Jahrhunderts von Bruno Latour vorgestellt und mit großer Resonanz aufgenommen wurde.[19] Die Leistung dieses, wenigstens in methodischer Hinsicht, innovativen Ansatzes ist es, die Verflechtungen zwischen Dingen, aber auch zwischen Mensch und Ding in den Mittelpunkt zu rücken. Im Zentrum dieses Arbeitsmodells steht also die Betrachtung von Wechselwirkungen. Jede Wirkung, die ein Ding als Agent hat, beschreibt eine Verbindungslinie im Netz, das sich unendlich ausdehnt. Das Netz kann alle Objekte der Lebenswelt umfassen.

Die zentrale Metapher ist mithin die eines Netzes. Die Strahlen des Netzes sind die Wechselwirkungen, die Objekte selbst sind Knotenpunkte.[20] Diese genaue Beschreibung des Sprachbildes und seiner Elemente macht seine Problematik deutlich: Materielle Dinge existieren nur so lange, wie sie in Wechselwirkungen eingebunden sind. Ein Objekt ohne Verbindungen ist keines. Es existiert nicht, wenigstens nicht im Netzwerk. Der Verlust an Bindungen, so würde es Latour umschreiben, bedeutet zugleich das Scheitern des Gegenstandes: Er wird aufgegeben. Er hört auf zu existieren, so wie Latour es selbst am Beispiel des U-Bahn-Systems ARAMIS erläutert hat.[21]

17 Colin Campbell: The Myth of Social Action. Cambridge 1996.
18 Jukka Gronow, Alan Warde: Epilogue. Conventional Consumption. In: Dies. (Hg.): Ordinary Consumption. London 2001, S. 219–231.
19 Bruno Latour: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin 1995.
20 Matthias Wieser: Inmitten der Dinge. Zum Verhältnis von sozialen Praktiken und Artefakten. In: Karl H. Hörning, Julia Reuter (Hg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld 2004, S. 92–107.
21 Bruno Latour: Aramis or The Love of Technology. Cambridge 1996.

Die Leitmetapher, das Netz, ist aus zwei Gründen attraktiv: Zum einen kommt es – zumindest auf den ersten Blick – ohne Hierarchien aus. Ein Netz ist eine flache, hierarchiearme Struktur. Es gibt zwar Unterschiede in der Bedeutung, die sich zum Beispiel durch eine größere oder kleinere Anzahl an von einem Objekt ausgehenden Verbindungslinien erkennen und visualisieren lassen, aber es gibt keine kategorialen Abstufungen. Indem Latour die Menschen selbst auch als Teil solcher Netzwerke beschreibt, löscht er zudem kategoriale Differenzen zwischen menschlichen Akteuren und nicht-menschlichen Handelnden, die er Aktanten nennt. Zum anderen ist die Flexibilität der Netzwerk-Metapher bedeutsam. Grundsätzlich kann in einem solchen Netzwerk jeder Punkt (= Objekt oder Mensch) mit jedem anderen verbunden werden. Wo welche Linien einzutragen sind, und wann solche Linien bedeutsam werden, entscheidet sich aufgrund der Beobachtung eines konkreten Falles.

Mit den soweit skizzierten Stärken des Modells der Attraktion werden aber zugleich auch die konzeptuellen Schwächen offensichtlich. Diese Mängel entsprechen im Grundsatz den Defiziten, die schon für die älteren Theorien festgestellt wurden. Da ist, erstens, die grundlegende Struktur des Netzwerkes, die Dingen nur dann eine Bedeutung zuschreibt, wenn sie durch Fäden mit andere Dingen oder Menschen verbunden sind. Sicherlich wird man in vielen Fällen solche Linien zeichnen können. Ein Beispiel einer sehr schwachen Bindung wäre – für den Fall eines völlig unbrauchbaren Gegenstands – die Erinnerung, das Denken einer Person, die ein solches Objekt als Memorabilie, rein aufgrund des persönlichen Wertes verwahrt und wertschätzt. Was ist aber mit einer Sache, die weder eine Funktion noch eine Bedeutung noch einen Erinnerungswert hat? Der Phänomenologe Ian Bogos hat für ein Beispiel eine absurde Aneinanderreihung von Dingen aufgegriffen. Was haben, so sein Beispiel, eine im Rinnstein am Rande einer Straße liegende leere Flasche, ein Kieselstein und eine tote Ratte miteinander zu tun? Auch wenn Latour behaupten würde, in einer endlosen Rekursion auch aus solchen Dingen ein Netz herstellen zu können, ist es möglicherweise näherliegend und sinnvoller, vom Fehlen einer Verbindung auszugehend. Die Vernachlässigung der Existenzform „Ding ohne explizite Beziehungen“ und die Reduktion materieller Dinge auf ihre Relationen wird von Bogost als „Relationismus“ bezeichnet.[22]

22 Ian Bogost (Hg.): Alien Phenomenology, or What it’s Like to be a Thing. Minneapolis 2012.

Der Umkehrschluss offenbart die ganze Problematik dieser einseitigen Betonung von Relationen: Eigenschaften, die nicht ursächlich für eine Linie im Netzwerk sind, werden von diesem Konzept vernachlässigt oder gar unterdrückt. Die Komplexität des Materiellen, die immer die Bündelung vieler Eigenschaften umfasst, lässt sich damit nur schlecht abbilden. Zwar wertet ANT materielle Kultur auf, aber sie wird der (möglicherweise nur in einem bestimmten Zeithorizont so empfundenen) „Bedeutungslosigkeit" zahlreicher Materialeigenschaften nicht gerecht.[23] Die Gegenwart eines materiellen Objektes ist ein essentieller Befund, gleichviel ob dessen Eigenschaften gänzlich, nur zum Teil oder überhaupt nicht bedeutungsvoll sind.

Auch die zweite Grundeigenschaft der Netzwerkmetapher enthält eine Problematik im Hinblick auf Beschreibung des Materiellen: Ein Netz ist eine außerordentlich flexible Struktur, aber unter den meisten Bedingungen auch ein elastisch-stabiles Gebilde. Die vollkommene Auflösung und Neukonfiguration eines Netzes ist zwar möglich, aber doch nur im Extremfall. Ein Netzwerk kann sich ausdehnen, man kann zusätzliche Bindungen hineinflechten oder obsolete Bindungen herausnehmen, aber ein Netz bleibt es nur, wenn es im Grundsatz zusammenhält. Mithin hat das Sprachbild des Netzes eine stabilisierende Wirkung auf das Denken über Dinge. Geraten damit nicht Kontexte in den Hintergrund, in denen Dinge sich zersetzen, auflösen, in denen sie umgewertet werden oder überhaupt verschwinden?

Die Netzmetapher versagt immer dann, wenn es darum geht, die destabilisierende Wirkung von Dingen, das Chaos, nicht auflösbare Widersprüche und möglicherweise Provokationen zu beschreiben. Natürlich ist es etwas anderes, ob ein Ding „funktioniert" oder „stört". Aber die grundlegende Entsprechung im Sprachbild des Netzes wäre immer eine banale räumliche Struktur: eine „Linie"[24]. Diese Vereinfachung hin zu einer relativ gleichförmigen Visualisierung wird jedoch den vielfältigen Arten von Beziehungen zwischen Dingen und Menschen kaum gerecht. Nicht anders als die oben skizzierten Theorien ist implizit das Netzwerk ein Zugang, der Materialität stabilisiert.[25] Die drei schon

23 Graham Harman: Der dritte Tisch. Ostfildern 2012.

24 Tim Ingold: Lines. A Brief History. London 2007.

25 Lars Gertenbach: Entgrenzungen der Soziologie. Bruno Latour und der Konstruktivismus. Weilerswist 2015; Dick Pels, Kevin Hetherington, Frédéric Vandenberghe: The Status of the Object. Performances, Mediations, and Techniques. In: Theory, Culture and Society, 19(5/6), 2006, S. 1–21.

einmal genannten Defizite, (1) problematische Aufwertung, (2) Auslöschung komplexer Wahrnehmung zugunsten bestimmter „Funktionen" und (3) Stabilisierung der Rolle des Materiellen auf der sozialen Ebene, sind also, wenn auch eingeschränkt, ebenfalls für ANT festzustellen.

Um das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten, sei hier betont, dass ANT durchaus verdienstvoll ist, wenn es um die Überwindung der cartesianischen Teilung der Welt geht. Dinge sind demnach nicht mehr kategorial „unterhalb" des Humanen angesiedelt. Sie sind nicht nur dienlich und auch nicht einfach bedeutungsvolle Repräsentationen. Diese Leistung gilt es anzuerkennen, auch wenn dieses Konzept weit davon entfernt ist, die multiplen Rollen alltäglicher Dinge so zu beleuchten, dass auf dieser Grundlage eine plausible Beschreibung ermöglicht wird.

Der von Latour eingeschlagene Weg der Annäherung an die Welt der Dinge wurde von anderen weiter beschritten. So fragt Karen Barad in einem Essay, ob nicht Anordnungen von Dingen als solche als ein eigenständiger Diskurs zu lesen wären. Wenn die Dinge bedeutungsvolle Aussagen hervorbringen können, so gibt es zumindest aus Sicht der Kulturwissenschaften keinen Grund mehr, von der Vorrangstellung des Menschen auszugehen.[26] An die Stelle des Humanismus tritt damit der Posthumanismus. Für solche Ansätze gibt es noch weitere Benennungen, wie zum Beispiel den des *Neuen Materialismus*. Christopher Witmore, der diesen Begriff näher ausführt, wendet sich gegen die stabilisierende Funktion von Netzwerken und plädiert für die Anwendung des Konzepts der *Assemblagen* auch in diesem Feld.[27] Dinge in Assemblagen müssen nicht immer miteinander verbunden sein. Aber ihre Gegenwart kann eine machtvolle Aussage haben, ganz ohne dass Menschen an der Anordnung solcher Dinge beteiligt sind. Denkt man etwa an Prozesse der natürlichen Sedimentierung, wie etwa die Konzentration von Plastikobjekten in bestimmten Bereichen des Pazifischen Ozeans, so scheint dieser Gedanke plausibel.[28] Mit Jane Bennett könnte man von einer

26 Karen Barad: Matter Feels, Converses, Suffers, Desires, Yearns and Remembers. Interview with Karen Barad. In: Rick Dolphijn, Iris van der Tuin (Hg.): New Materialism: Interviews & Cartographies. Ann Arbor 2012, S. 48–71; Karen Barad: Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken. Berlin 2012.

27 Christopher Witmore: Archaeology and the New Materialisms. In: Journal of Contemporary Archaeology, 1(2), 2014, S. 203–246.

28 Tobias Goll (Hg.): Critical Matter. Diskussionen eines neuen Materialismus. Münster 2013.

spezifischen *Material Agency* sprechen, die eine andere Art von Ökologie begründet, in der Menschen nur noch eine geringe Rolle spielen.[29]

Zum Beispiel reagieren tropische Wälder auf Klimaveränderungen und zeigen damit eine spezifische Handlungsfähigkeit, unabhängig vom einzelnen Menschen.[30] An die Spitze dieses Denkens hat sich jüngst noch einmal Latour gestellt, indem er das sogenannte *Gaia-Konzept* aufgriff. Demzufolge ist die Erde insgesamt ein handelndes System, das in bestimmter Weise auf Veränderungen wie den Klimawandel reagiert. Menschen spielen keine herausgehobene Rolle mehr und werden von dem System der Wechselwirkungen irgendwann eliminiert.[31]

Diese Ansätze sind deshalb attraktiv, weil sie die Unberechenbarkeit der Dinge in besonderer Weise aufgreifen. Das Handeln von Dingen ist nicht nur auf den Menschen hin ausgerichtet und auch nicht nur dann relevant, wenn eine Wechselwirkung mit Menschen entsteht, sondern auch ganz unabhängig davon. Dennoch soll auch hier die Frage gestellt werden, ob dies in allen Fällen zutrifft. Ist nicht neben dem Handeln auch die Passivität der Dinge als eine Eigenschaft zu berücksichtigen? Diese rhetorische Frage zielt nicht auf die Rückkehr zur im europäischen Denken so tief verwurzelten Passivität oder Dienlichkeit der Dinge ab. Mit dieser Frage ist vielmehr das Anliegen verbunden, unterschiedliche Ebenen von Beziehungen zwischen Mensch und Ding genauer zu betrachten. So, wie es eine falsche Verkürzung darstellt, das Materielle kategorial dem passiven Teil der Welt zuzuordnen, so ist es auch einseitig, eine wie auch immer geartete Aktivität oder Handlungsfähigkeit der Dinge als Vorbedingung für ihre Präsenz anzunehmen. Das erste Anliegen einer Befassung mit materieller Kultur sollte es vielmehr sein, Aktivität und Passivität, Bedeutsamkeit und Bedeutungslosigkeit

29 Jane Bennett: Vibrant Matter. A Political Ecology of Things. Durham 2010; Jane Bennett: Powers of the Hoard: Further Notes on Material Agency. In: Jeffrey J. Cohen (Hg.): Animal, Vegetable, Mineral. Ethics and Objects. Washington, D.C. 2012, S. 237–269.

30 Eduardo Kohn: How Forests Think. Toward an Anthropology Beyond the Human. Berkeley 2013.

31 Bruno Latour: Enquête sur les modes d'existence. Une anthropologie des modernes. Paris 2012; Bruno Latour: Waiting for Gaia. Composing the Common World Through Art and Politics. In: Albena Yaneva, Alejandro Zaera-Polo (Hg.): What is Cosmopolitical Design? Design, Nature and the Built Environment. Farnham 2015, S. 21–33.

nebeneinander zu sehen und auch die Übergänge dazwischen zu erkennen und zu beschreiben.

Wenn es darum geht, den Status der Dinge – aktiv-handelnd oder passiv – offenzuhalten, so ist es sinnvoll, nach kulturspezifischen Weltbildern und der Rolle der Gegenstände darin zu fragen. Auch wenn dies oftmals nur implizit gilt, so ist der Status des Materiellen doch regelmäßig mit einem bestimmten Weltbild verbunden. Auf die verheerenden Wirkungen der cartesianischen Teilung der Welt als Grundmuster einer spezifischen Ontologie des westlichen Denkens wurde bereits hingewiesen. Könnte es also sein, dass in Gesellschaften, die nicht durch diese Tradition belastet sind, andere Weltbilder gedacht werden?

Während in der langen Denktradition des Westens Dinge stets passiv und lediglich als Ausdruck von zuvor entwickelten Gedanken aufgefasst wurden, wäre es doch einen Versuch wert, das „Denken in den Dingen" zu verorten, wie es Martin Holbraad vorgeschlagen hat. Ihm zufolge wäre es lohnend zu prüfen, wie Dinge das Denken beeinflussen, wenn sie nicht mehr nur „nachgeordnete Elemente" in einem menschenzentrierten Universum wären.[32] Tatsächlich gibt es ja Gesellschaften, in denen die grundlegende Unterscheidung nicht zwischen Menschen hier und der belebten oder unbelebten Natur dort verläuft. Menschen stehen in solchen Gesellschaften in einer Gruppe mit bestimmten Tieren (zum Beispiel Totems) oder die Zugehörigkeit zu solchen Gruppen an sich wird als veränderlich gedacht: Bestimmte Tiere werden vorübergehend als menschengleich betrachtet,[33] manche Menschen werden mit Bäumen assoziiert.[34] Ein klassisches Beispiel dafür sind totemistische Vorstellungen, bei denen Tiere, Pflanzen oder Dinge in eine gemeinsame Gruppe mit Menschen gestellt werden. Diese – mitunter nur für einen bestimmten Zeitraum gültige – Gleichstellung von Menschen mit Tieren oder Sachen als *Totem* weckt eine besondere Sensibilität für Eigenschaften solcher nichtmenschlichen Entitäten und erweitert auf diese Weise das Spektrum der Wahrnehmungen.[35]

32 Martin Holbraad (Hg.): Can the Thing Speak? (= Open Anthropology Press Working Paper, 7). London 2011.

33 Lucas Bessire: Behold the Black Caiman. A Chronicle of Ayoreo Life. Chicago 2014.

34 Philippe Descola, Gísli Pàlsson: Introduction. In: Dies. (Hg.): Nature and Society. Anthropological Perspectives. London 1996, S. 1–21; Philippe Descola: Die Ökologie der Anderen. Berlin 2014.

35 Irene Albers, Anselm Franke (Hg.): Animismus. Revisionen der Moderne. Zürich 2012.

Die westliche ontologische Tradition würde solche Vermischungen als kategorialen Fehler zurückweisen. Wäre es nicht – gegen diese Denktradition – eine bereichernde Alternative, kategoriale Unterscheidungen auf der Ebene der Konzepte zurückweisen und den Status von Dingen erst durch die Beobachtung von deren Gegenwart zu klären? Ein sakrales Objekt wie z. B. ein Totem, wäre diesem Zugang zufolge eben nicht nur eine „Repräsentation" eines transzendenten Wesens, sondern stünde in seinem Gebrauch und in seinen Eigenschaften für die Art der Existenz des Gottes oder Geistes.[36] Sobald die westliche kategoriale Einordnung überwunden wird, sind Dinge nicht mehr nur oberflächlicher Ausdruck von Vorstellungen, sondern können für das gelten, für das sie in der betreffenden Gesellschaft aufgefasst werden.

Ontologische Ansätze vertreten die Auffassung, es gäbe viele unterschiedliche Arten, die Beziehungen zwischen Menschen, nichtmenschlichen Lebewesen und Dingen in der Welt zu erklären. Wenn man die Existenz einer Vielzahl von Ontologien annimmt, dann folgt daraus die Notwendigkeit, den Status des Materiellen in der Lebenswelt jeweils spezifisch und sorgfältig zu klären. In den neueren Beiträgen zu dieser Debatte wird deshalb immer wieder betont, wie irreführend Erklärungen zur Bedeutung einer Sache sein können, wenn sie keine Information zum Status des Materiellen geben. „Mit den Dingen denken"[37] verlangt zunächst, die spezifischen Wahrnehmungsweisen genau zu prüfen. Das gilt gerade auch für ganz alltägliche Objekte, die möglicherweise dadurch eine politische Bedeutung erhalten.[38] Ein gutes Beispiel dafür ist die Rolle von Bäumen und Wäldern. Zwar gibt es mehr und mehr ein öffentliches Bewusstsein für die hohe Bedeutung von Wäldern. Aber, wie Eduardo Kohn ausgeführt hat, wäre unsere Sensibilität für Wälder und für unsere

36 Martin Holbraad: Das wilde Denken in Dingen: Ethnologie und Pragmatologie. In: Philipp W. Stockhammer, Hans P. Hahn (Hg.): Lost in Things. Fragen an die Welt des Materiellen (= Tübinger Archäologische Taschenbücher, 12). Münster 2015, S. 65–80.

37 Arnaud Halloy: Objects, Bodies and Gods: A Cognitive Ethnography of an Ontological Dynamic in the Xangô Cult (Recife, Brazil). In: Diana E. Santo, Nico Tassi (Hg.): Making Spirits. Materiality and Transcendence in Contemporary Religions. London 2013, S. 133–158; Amiria Henare, Martin Holbraad, Sari Wastell (Hg.): Thinking through Things. Theorising Artefacts in Ethnographic Perspective. London 2006.

38 Steve Woolgar, Javier Lezaun: The Wrong Bin Bag. A Turn to Ontology in Science and Technology Studies? In: Social Studies of Science, 43(3), 2013, S. 341–362.

Abhängigkeit von ihnen nicht doch noch größer, wenn Menschen dem Beispiel der Runa-Indianer des Amazonas folgten und ihre Existenz als das Ergebnis eines Dialogs mit den Wäldern auffassen würden? Wie wäre es, wenn die Erde nicht als der Lebensraum des Menschen, sondern anstelle dessen als ein geteilter Lebensraum von Menschen und Wäldern aufgefasst würde? Zweifellos könnte das von Kohn mit dieser Frage als Modell präsentierte Weltbild einen wichtigen Beitrag zur Zukunftsfähigkeit der Menschheit leisten.[39]

Die Vorstellung einer ontologischen Pluralität wurde in den letzten Jahren wesentlich durch Untersuchungen zu materieller Kultur unterstützt. Im Feld der materiellen Kultur sind Studien zur Ontologie heute ein wichtiges, mehrfach angewendetes theoretisches Konzept.[40] Dennoch ist der Status dieses neuen Konzeptes noch nicht geklärt. Eine Debatte aus den Jahren 2014 und 2015 zeigt spezifische Schwächen: So wirft David Graeber den Verfechtern einer ontologischen Wende vor, eine neue Form der radikalen Alterität zu erzeugen: Die Unterschiede zwischen Kulturen werden zu hoch bewertet und Ontologie wird zu einem zentralen Kriterium des „Andersseins", so wie es vor fünfzig Jahren mit dem Begriff der „Kultur" der Fall war.

Eine alte, obgleich immer auch als problematisch empfundene Grundlage der Ethnologie, nämlich der Kulturrelativismus, wird dadurch infrage gestellt.[41] Nicht ohne eine gewisse Berechtigung wäre zu fragen, ob Menschen in ihrem Alltag tatsächlich immer das Bild einer Weltordnung im Kopf haben. Sind Ontologien im Hinblick auf den Status des Materiellen so eindeutig, wie es deren Proponenten wahrhaben wollen? Eine solche Festlegung auf dem Umweg über die Beschreibung einer Ontologie des Anderen ist möglicherweise eine neue Form der kolonialen Domination.[42] Könnte es nicht so sein, dass der Status von Dingen

39 Wie Anm. 30.

40 Diana Coole, Samantha Frost (Hg.): New Materialisms. Ontology, Agency, and Politics. Durham 2010.

41 David Graeber: Radical Alterity is Just Another Way of Saying „Reality". A Reply to Eduardo Viveiros de Castro. In: Hau. Journal of Ethnographic Theory, 5(2), 2015, S. 1–41.

42 Jafari S. Allen, Ryan C. Jobson: The Decolonizing Generation: (Race and) Theory in Anthropology since the Eighties. In: Current Anthropology, 57(2), 2016, S. 129–148.

oftmals ungeklärt bleibt und erst in sozialen Kontexten sowie durch Dingpraktiken ein Konsens darüber herbeigeführt wird?[43]

Schluss: Für eine Beschreibung des Alltäglichen

Materielle Kultur bleibt eine Herausforderung. Dies gilt nicht nur, wie in den letzten Abschnitten erläutert, weil die bisherigen Theorien im besten Fall nur teilweise überzeugende Erklärungen zur sozialen und kulturellen Rolle der Objekte dargelegt haben. Der herausfordernde Charakter hat mindestens in gleichem Maße damit zu tun, dass eine Einbettung in eine übergreifende Fachgeschichte kulturwissenschaftlicher Disziplinen fehlt.[44] Neuere Theorien scheinen das zu kompensieren. Möglicherweise schießen sie aber über das Ziel hinaus, indem sie den Dingen im kulturellen Kontext ein Gewicht verleihen, das weit über die ethnografisch zu beobachtende Rolle vieler Objekte im Alltag hinausgeht. Latour machte aus der Zuweisung eines besonderen Gewichts sogar ein Sprachspiel, indem er nach den „fehlenden Massen" in den Kulturwissenschaften fragte.[45]

Hinter der Sorge um die angemessene Beschreibung des Materiellen steht eine epistemische Frage: Ist es das Ziel der Forschungen zu materieller Kultur, Lebenswelten und deren Einbettung in Materialitäten zu beschreiben? Oder sollten solche Studien nicht auf einzelne, hoch bedeutsame Gegenstände ausgerichtet sein? Für die mit der zweiten Frage verbundene Strategie spricht die Fokussierung: Ein herausgehobenes Beispiel kann mehr Einsichten eröffnen als die Komplexität des Zusammenhangs von einer großen Anzahl an Dingen. Dennoch ist die Alltäglichkeit der Dinge eine Herausforderung von besonderer Dringlichkeit.[46]

43 Don Slater: Ambiguous Goods and Nebulous Things. In: Journal of Consumer Behaviour, 13(2), 2014, S. 99–107.

44 Hans Peter Hahn: Von der Ethnografie des Wohnzimmers zur „Topografie des Zufalls". In: Elisabeth Tietmeyer (Hg.): Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur. Münster 2010a, S. 9–22.

45 Bruno Latour: Where Are the Missing Masses? The Sociology of a Few Mundane Artifacts. In: Wiebe E. Bijker, John Law (Hg.): Shaping Technology / Building Society. Studies in Sociotechnical Change. Cambridge, Mass. 1992, S. 225–258.

46 Sophia Prinz: Formen des Gebrauchs. Über die alltägliche Ordnung der Dinge. In: Yana Milev (Hg.): Design Kulturen. Der erweiterte Designbegriff im Entwurfsfeld der Kulturwissenschaft. Paderborn 2013, S. 33–44; Hans Peter Hahn:

Wenn die Verflechtungen von Menschen und Dingen im Mittelpunkt einer am Alltag orientierten kulturellen Analyse von Materialität stehen sollen, so isind die Verschiedenheit unterschiedlicher Relevanzebenen und die unterschiedlicher Arten der Wahrnehmung genauso mit zu bedenken wie das Unabgeschlossene und die Offenheit von Dingen für immer neue Bedeutungen und Zuordnungen.[47]

Die alltägliche Gegenwart von Dingen, die bisweilen wichtig, sehr oft aber auch ohne jede Bedeutung ist, muss zunächst als ein ethnografisches Ergebnis herausgestellt werden. Es gibt zu diesen Thema nicht viele Studien, aber die wenigen verfügbaren Untersuchungen zeigen ein „Durcheinander", ein ungeordnetes „Nebeneinanderstellen" von wichtigen wie unwichtigen Dingen.[48] Wesentlich ist dafür die zeitliche Instabilität: Die Zusammensetzung der Dinge, wie auch die Zahl materieller Objekte in der Umwelt verändern sich ständig.[49] Die Präsenz der Dinge ist ein wichtiges kulturelles und soziales Faktum.[50] Dem gegenüber stehen jedoch auch Wahrnehmungen einer ganz anderen Zeitlichkeit, wenn die lange Existenzdauer der Dinge und des Erinnerns an und über Dinge berücksichtigt wird.[51]

Die in diesem Beitrag diskutierten Theorien verfehlen ganz überwiegend eine angemessene Bewertung der laufend stattfindenden Veränderungen in den Mensch-Ding-Beziehungen. Prozesse, die zur schnellen Abwertung und einem „In-Vergessenheit-Geraten" oder auch zu einer raschen Aufwertung führen, werden nicht hinreichend berücksichtigt. Das Nebeneinander von Dingen, die Gleichzeitigkeit von Objekten mit sehr unterschiedlichen Rollen und Relevanzen in der Lebenswelt des Einzelnen wird in den genannten Konzepten nicht immer angemessen

Wahrnehmungsweisen von Dingen. Zu den Herausforderungen der Alltäglichkeit des Materiellen. In: Julia Reuter, Oliver Berli (Hg.): Dinge befremden. Essays zu materieller Kultur. Wiesbaden 2016, S. 11–20.

47 Elizabeth Shove, Frank Trentmann, Richard R. Wilk: Time, Consumption and Everyday Life. Practice, Materiality and Culture. Oxford 2009.

48 Judy Attfield: Wild Things. The Material Culture of Everyday Life. Oxford 2000; Jeanne E. Arnold, Anthony Graesch, Enzo Ragazzini u. a. (Hg.): Life at Home in the Twenty-First Century. 32 Families Open their Doors. Los Angeles 2012.

49 Irene Cieraad: Homes from Home: Memories and projections. In: Home Cultures, 7 (1), 2010, S. 85–102.

50 Hans U. Gumbrecht: Präsenz. Frankfurt a. M. 2012.

51 Hans P. Hahn: Lost in Things. Eine kritische Perspektive auf Konzepte materieller Kultur. In: Philipp Stockhammer, Hans Peter Hahn (Hg.): Lost in Things. Fragen an die Welt des Materiellen. Münster 2015, S. 9–23.

dargestellt. Anstatt die Dinge als Assemblagen zu betrachten, werden Netzwerke und Ontologien von Dingen aufgerufen, obgleich beides eine unrealistische Stabilität der materiellen Welt insinuiert.

Die hier knapp skizzierten Konzepte unterstellen eine überraschende Nähe oder zumindest eine Unmittelbarkeit in der Auseinandersetzung mit Dingen. Sicherlich ist es lohnend, die geschätzten, die nützlichen oder auch die verfügbaren Dinge zu betrachten. Das Konzept der *feinen Unterschiede* wie auch das Arbeitsmodell vom *Netzwerk* versetzen den interessierten Fachmann für materielle Kultur in die Lage, sowohl die instrumentell nützlichen Dinge wie auch die bedeutungsvollen und die provozierenden, störenden Dinge zu beschreiben.

Was ist aber mit materiellen Objekten, deren Status in einer ungeklärten Ambiguität verbleibt? Wie ist es möglich, mit solchen Modellen die Entdeckung, oder, genauer, das Aufmerksam-Werden auf neue Eigenschaften abzubilden? Es ist sinnvoll, auch die Aufrechterhaltung einer gewissen Distanz zwischen Menschen und Dingen in Modelle der Mensch-Ding-Beziehungen mit aufzunehmen.[52] Die wissenschaftliche Beschäftigung mit materieller Kultur darf nicht dort eine Klarheit unterstellen, wo der alltägliche Umgang von viel Unklarheit und Nichtwissen geprägt ist. Menschen haben keine klare Meinung zu den Dingen, von denen sie umgeben sind, die Bewertung, wie auch die Einschätzung von Nähe oder Distanz eines Gegenstandes hängt von dem Blickwinkel ab, den man einnimmt.[53] Viele Wahrnehmungen bleiben inkohärent; was der Platz eines materiellen Objektes in der Lebenswelt ist, kann für lange Zeiträume ungeklärt bleiben. Die Dinge befinden sich in der Schwebe. Die Offenheit der Objekte ist nicht eine „Störung" in der Theoriebildung, sondern der angemessene Ausgangspunkt dafür.[54]

Die Überbetonung der verlässlichen, stabilen Seite des Materiellen ist zunächst einmal eine wissenschaftlich motivierte Einseitigkeit, die erst in den letzten Jahren erkannt und überwunden wurde. Dinge aus ihren Funktionen und Bedeutungen heraus zu erklären, ist

52 Bjørnar Olsen: Keeping Things at Arm's Length. In: World Archaeology, 39(4), 2007, S. 579–588.

53 Hans Peter Hahn: Things in the Back Mirror. Über Wechselwirkungen zwischen Arten zu sehen und Vorstellungen von Dingen. In: ARTES Jahrbuch, 2015/2016, S. 76–86.

54 Antoine Hennion: Offene Objekte, Offene Subjekte? Körper und Dinge im Geflecht von Anhänglichkeit, Zuneigung und Verbundenheit. In: Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung, 2 (1), 2011, S. 93–110.

unbefriedigend, wenn man an die vielen Gegenstände denkt, deren Funktionen nicht erschließbar sind oder im Alltag bedeutungslos bleiben. Schon die Berücksichtigung der Tatsache, dass Objekte durch ihre materielle Präsenz an erster Stelle Wahrnehmungen auslösen, mitunter auch irritierende Eindrücke hervorrufen, ist eine wichtige und dringend notwendige Erweiterung.

Eine nachhaltige Theorie materieller Kultur muss auf eine Festlegung oder Stabilisierung der Objekte verzichten. Anstatt eine bestimmte Wahrnehmungsweise vorzugeben oder eine epistemische Praxis als allein gültige herauszustellen, muss die Frage nach der Art des Sehens von Dingen in den Vordergrund gestellt werden. Die Dinge haben keinen eindeutigen und festen Platz in der Gesellschaft. Vielmehr ist materielle Kultur eine Herausforderung durch die zusätzliche Komplexität, die durch eine sorgfältige Berücksichtigung der vielen Perspektiven auf das Materielle unausweichlich wird.

Hans Peter Hahn, The Questionable Episteme of Materiality. Why theories of material culture underestimate the complexity of the world of things!

An overview of some of the major theoretical trends in the study of material culture from the 19th to the 21st centuries reveals a surprising bias in these models. While not an exhaustive survey, this article uses examples ranging from Karl Marx to Bruno Latour to show that concepts about material culture are shaped by what are often barely acknowledged weaknesses. These shortcomings find expression in certain assumptions, which often lead to false evaluations of the material that are difficult to maintain. Specifically, these are: (1) over-valuing the material, (2) erasing complex and contradictory perception in favour of certain „functions" and (3) stabilising the role of the material at a social level.

Current trends in the study of material culture appear to have recognised this problem and seek to counteract it by placing a new focus on how things are dealt with that cannot be categorised as having a direct link to consumption. Examples of this are the interest in recycling or in the substances and materials from which objects are made. In particular, everyday things, whose significance for lifeworlds can only be determined through careful, ethnographic research, demand a more sensitive approach to ambivalent value judgements, as does our lack of knowledge with regard to the things people use on an everyday basis. A greater level of opening is still needed on the path towards a sustainable theory of material culture. Material things are not simply an extension of existing fields of discourse but should be understood as presenting a distinct challenge in their own right.

Am Rande des Münchner Wohnungsmarkts.
Subjektmodelle und moralische Anrufungen in Reportagen zur Wohnungssuche

Laura Gozzer

Anhand einer Serie von Artikeln zu Wohnungsnot in München fragt der medienanalytische Beitrag, auf welche Weise gegenwärtige Wohnpreise und -vergaben in der Presse problematisiert werden. Durch das Anprangern von profitorientierten Vergabepraxen, das Skandalisieren prekärer Wohnverhältnisse, eine empathische Bezugnahme auf Bedürftige und die Inszenierung karitativer Vorbilder stellen die analysierten Sozialreportagen diskursive Praxen moralischer Anrufung dar.

„Zu viert auf 35 Quadratmetern“[1]

So lautet der Titel einer im Januar 2016 in der Münchner *Abendzeitung* erschienenen Reportage. Eine Fotografie zeigt die betroffene Familie auf einer schwarzen Ledercouch. Auf dem Schoß des Mannes sitzt ein Junge, beide blicken ebenso wie die Mutter lächelnd in die Kamera. Vor ihnen ist ein schlafendes Baby auf die Couch gebettet. Folgender Teaser leitet den Artikel ein: „Matratzen statt Betten und Frühstück am Couchtisch: Obwohl Fuat Izairi zwei Jobs hat, findet seine kleine Familie keine Wohnung“.[2] Auf einer weiteren Fotografie ist die Frau mit Baby auf dem Arm in einer kleinen Küche zu sehen. Ihre Wohnsituation beschreibt sie als „Katastrophe“. „Es gibt keinen Platz zum Spielen, keine Möglichkeit, sich zurückzuziehen. Mein Mann ist total übermüdet, weil das Baby nachts weint und er keinen Schlaf findet und dann müde zur

1 N.N.: Zu viert auf 35 Quadratmetern. In: Abendzeitung, Nr. 6/1, 9.1.2016, S. 9.
2 Ebd.

Arbeit fährt. Wir sind mit den Kräften am Ende."[3] Der Bericht endet mit der Zeile: „Wohnungsangebote oder Hinweise an: 0911-52 02 58 30 oder deinestadt@immowelt.de."[4] Knapp drei Monate nach dem Erscheinen des Artikels ist online von einem Happy End für Familie Izairi zu lesen. „Über die soziale Immowelt-Initiative ‚Verändere Deine Stadt' wurde das Schicksal der Familie in den Medien bekannt. Wenig später konnte das Ehepaar schon jubeln"[5], heißt es in dem Text. Dank eines Angebots der städtischen Wohnbaugesellschaft Gewofag konnten die vier „[e]ndlich raus aus der Enge und rein ins neugebaute Heim"[6]. Das Paar meldet sich im Bericht erleichtert zu Wort: „Wir standen schon vorher ewig auf diversen Wartelisten, dass es jetzt bei der Gewofag geklappt hat, ist unglaublich!"[7]

Dieses Beispiel steht stellvertretend für eine Reihe an Reportagen zu Wohnungsgesuchen und -vermittlungen, die aus der Initiative eines Immobilienplattform-Unternehmens hervorgingen und zwischen 2013 und 2016 in lokalen Münchner Zeitungen veröffentlicht wurden. Sie dienen dem Beitrag als Materialgrundlage, um sich der gegenwärtigen Problematisierung des Münchner Wohnungsmarkts aus kulturwissenschaftlicher Perspektive anzunähern.[8] Im Zentrum der Analyse steht zunächst die Frage, wie in den ausgewählten Texten ideale Subjektmodelle[9] entworfen werden, sowohl bezogen auf „würdige" Wohnungssuchende als auch auf moralisch auftretende UnterstützerInnen. Die Ergebnisse werden sowohl mit erzähltheoretischen Impulsen der Europäischen Ethnologie als auch mit Michel Foucaults Ausführungen zu Selbsttechniken und deren Formulierung in Texten mit „etho-poetischer Funktion"[10] zusammengedacht, um zu verstehen, wie die Wohnungsmarktverhältnisse in

3 Ebd.

4 Ebd.

5 Andrea Uhrig: Endlich raus aus der Enge und rein ins neugebaute Heim. Veröffentlicht am 31.3.2016, http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0259-raus-aus-der-enge-rein-ins-neue-heim.html (Zugriff: 8.12.2016).

6 Ebd.

7 Ebd.

8 Als Teil des Projektes *Wohnen und Wohnraumpolitik in München* der interdisziplinären DFG-Forschergruppe *Urbane Ethiken* werden die gemeinsam diskutierten Konzepte herangezogen.

9 Zum Begriff des Subjektmodells siehe Andreas Reckwitz: Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist 2006.

10 Michel Foucault: Der Gebrauch der Lüste (=Sexualität und Wahrheit, 2). Frankfurt a. M. 1993 [EA 1986], S. 20 f.

München gegenwärtig zum „Gegenstand moralischer Sorge und Beunruhigung“[11] werden. Der Beitrag geht in drei Schritten vor: Zunächst werden die Reportagen in den Kontext der Wohnraumkrise in München gestellt und dabei die Rolle des Immobilienplattformbetreibers Immowelt als Textproduzent diskutiert. Im zweiten Abschnitt stehen die Subjektmodelle im Fokus, welche die Reportagen im Hinblick auf Wohnungssuchende formulieren, während im dritten Abschnitt die Subjektangebote für HelferInnen und UnterstützerInnen betrachtet werden. Zum Schluss folgt eine Verdichtung der Ergebnisse auf drei Aspekte hin.[12]

Problematisierungen des Wohnungsmarktes

Seit Beginn der 2000er Jahre ist vermehrt von der „Wiederkehr der Wohnungsfrage“[13] in Deutschland die Rede. JournalistInnen, WissenschaftlerInnen sowie WohnungsmarktakteurInnen konstatieren die sogenannte neue Wohnungsnot besonders mit Blick auf prosperierende Städte und führen sie auf steigende Grund-, Immobilien- und Mietpreise zurück.[14] München gilt mit einem durchschnittlichen Kaltmietpreis von 16,55 Euro pro Quadratmeter bei Neuvermietung[15] als Gipfel des Eisbergs in Deutschland. Neben der schier aussichtslosen Situation für Geringverdienende,[16] bedrohe die Wohnungsnot hier, so der Tenor,

11 Ebd., S. 17.

12 Ich danke an dieser Stelle den beiden anonymen GutachterInnen für ihre anregenden Hinweise sowie der Zeitschriftenredaktion für die Betreuung.

13 Andrej Holm: Die Wiederkehr der Wohnungsfrage. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Wohnen (=Aus Politik und Zeitgeschichte, 20/21). Bonn 2014, S. 25–30.

14 Vgl. dazu zum Beispiel Alexander Jung: Die neue Wohnungsnot. In: Der Spiegel 15/2016, S. 10–18.

15 Die Zahl bezieht sich auf Neuvertragsvermietungen im 1. Quartal des Jahres 2017 und wurde von der Statista GmbH, einem Statistik-Unternehmen, das ein Online-Portal betreibt, ermittelt, vgl. https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1885/umfrage/mietpreise-in-den-groessten-staedten-deutschlands/ (Zugriff: 29.6.2017)

16 Die Stadt München besitzt über kommunale Wohnbaugesellschaften circa 71.000 Wohnungen, von denen jährlich circa 3.200 vergeben werden. Diesem Angebot standen 2016 24.000 AntragstellerInnen gegenüber. Auf der Homepage der Stadt wird daher empfohlen, „trotz Antragstellung aktiv eigenverantwortlich nach einer Wohnung zu suchen“, vgl. https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Sozialreferat/Wohnungsamt/Sozialwohnung.html (Zugriff: 5.7.2017).

längst schon weite Teile der gesellschaftlichen Mitte. Immobilien als Spekulationsobjekte und innerstädtisches Wohnen als Ware, welche zunehmend nur noch für die vermögendsten Schichten der Gesellschaft erschwinglich ist, bilden den Kern wissenschaftlicher, medialer und alltäglicher Auseinandersetzungen, an denen diverse AkteurInnen beteiligt sind. Diese Beobachtung deckt sich mit der Einschätzung der Geografin Susanne Heeg, die schreibt, dass die angespannten Verhältnisse auf den Immobilienmärkten Deutschlands „von vielen AkteurInnen als beunruhigend wahrgenommen" werden. „Nicht nur MieterschützerInnen, sozialpolitische AkteurInnen und KritikerInnen einer Eigentumsorientierung im Wohnungsbereich formulieren Bedenken [...], sondern auch InteressensvertreterInnen der Wohnungswirtschaft, ImmobilienhändlerInnen und -beratungen werfen Fragen über die soziale und ökonomische Tragfähigkeit der gegenwärtigen Preisentwicklungen auf."[17]

Dass Debatten vermehrt in ethischen Registern geführt werden, ist eine Hypothese der 2014 gegründeten DFG-Forschergruppe „Urbane Ethiken", die interdisziplinär und in verschiedenen Städten Diskurse und Praxen rund um das gute Leben in der Stadt bzw. das gute städtische Leben untersucht. Urbane Ethiken werden dabei verstanden als „a field in which a range of actors in cities articulate and negotiate moral and social ideals, principles and norms. Ethical debates problematize and challenge what has been taken for granted or seen as normal. Ethics as a set of attempts to proscribe specific ways of conduct and the formation of good urban subjects living good urban lives are inevitably shaped by specific contexts."[18] Am Beispiel Münchens, der drittgrößten Stadt Deutschlands, frage ich gemeinsam mit Johannes Moser, Simone Egger und Libuše Vepřek [19] danach, wie insbesondere Angehörige der Mittelschicht mit den Wohnungsmarktverhältnissen umgehen und inwieweit sie sich dabei auf Vorstellungen von einer guten Stadt beziehen, also

17 Susanne Heeg: Wohnungen als Finanzanlage. Auswirkungen von Responsibilisierung und Finanzialisierung im Bereich des Wohnens. In: suburban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung 1, 2013, S. 75–99, hier S. 90. [Die Schreibweise mit Binnen-I wurde von der Autorin aufgrund der Einheitlichkeit angeglichen]

18 Eveline Dürr, Moritz Ege, Johannes Moser u.a.: Urban Ethics – Towards a Research Agenda on Cities, Ethics and Normativity. [im Peer-Review-Verfahren], S. 5.

19 Libuše Vepřek sei an dieser Stelle für ihre maßgebliche Beteiligung an der Recherche und Analyse für den Beitrag gedankt.

ethisch argumentieren.[20] Dazu führen wir ethnografische Erhebungen in verschiedenen Feldern durch: sich neu gründende Wohngenossenschaften, Wagenparks und wohnaktivistische Gruppen.

Neben ihnen sind auch Berichterstattungen in lokalen Zeitungen maßgeblich an der Problematisierung hiesiger Wohnungsmarktlogiken beteiligt. Dabei finden sich wiederholt in der *Abendzeitung*, in der *tageszeitung*, im *Münchner Merkur* oder in der Regionalausgabe der *BILD* für München Artikel, die unter Überschriften wie „Flucht aus Syrien. Diese Großfamilie sucht eine Wohnung in München“[21] oder auch „Großfamilie Koch hat nach drei Jahren im Obdachlosenheim ein neues Zuhause“[22] Einzelschicksale portraitieren. Die kurzen Reportagen sind geprägt von kulturell eingebetteten Erzählmustern, einem emotionalisierenden Schreibstil sowie einer Mitleid evozierenden Bebilderung. Fleißige, überarbeitete Familienväter und besorgte, schwangere oder alleinerziehende Frauen werden als Opfer eines unbarmherzigen Wohnungsmarkts präsentiert und ihre prekären Wohnverhältnisse alltagsnah illustriert. Häufig treten in den Reportagen private VermieterInnen oder AkteurInnen der Wohnungswirtschaft auf, die den als bedürftig Präsentierten helfen. Ihr Eingreifen wird in den Texten mit moralischen Werten begründet und damit dem vorherrschenden Ziel der Profitmaximierung auf dem Immobilienmarkt entgegengestellt. Das Verweben dieser verschiedenen Narrative stellt eine Textstrategie dar, die auf das Evozieren von Empathie abzielt, schlechte Wohnverhältnisse in einer reichen Stadt skandalisiert und zugleich gute Gegenbeispiele, sogenannte „Vermieter mit Herz“[23], lobt.

Was sagen diese Texte über die Sorge hinsichtlich des lokalen Wohnungsmarktes und der Entwicklung der Stadt München aus kulturwissenschaftlicher Perspektive aus? Unlängst hat Ina Merkel für eine verstärkte

20 Während Mittelschicht hier nicht im Fokus der Betrachtung steht, widmen wir uns in anderen Feldern expliziter einer klassenanalytischen Perspektive, siehe das durch Johannes Moser und Simone Egger geleitete Panel *The vulnerable middle class? Strategies of housing in a prospering city* im Rahmen des SIEF-Kongresses 2017.

21 Andrea Uhrig: Flucht aus Syrien nach München. Diese Großfamilie sucht eine Wohnung. Abendzeitung online, 28.12.2015, http://www.abendzeitung-muenchen.de/inhalt.flucht-aus-syrien-nach-muenchen-diese-grossfamilie-sucht-eine-wohnung.45276a07-18fa-4b0e-a4da-eba6dbb76f98.html (Zugriff 20.12.2016).

22 Andrea Uhrig: Großfamilie Koch hat nach drei Jahren im Obdachlosenheim ein neues Zuhause. In: Abendzeitung Nr. 82/15, 10.4.2015, S. 4.

23 http://www.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/projektinfos (Zugriff 5.1.2017).

Beschäftigung mit Medientexten in der Europäischen Ethnologie plädiert: „Medienprodukte bieten einen Zugang zum Verständnis unserer Kultur. Nicht weil sie wahr sind oder unsere Realität abbilden [...], sondern weil sie mit Bedeutungen operieren."[24] Ohne etwas über die Wirkung der Texte bei den Rezipierenden sagen zu können, geben Medienanalysen Aufschluss darüber, so Merkel, welche „Bedeutungen im kulturellen Raum kursieren und wie sie sich zueinander verhalten".[25] Ich interessiere mich für die in den genannten Artikeln dargestellten Subjektentwürfe.[26] Mit Andreas Reckwitz' subjekttheoretischem Vokabular verstehe ich die Reportagen als Praktiken, die „‚Subjektrepräsentationen' liefern, somit Subjektmodelle und Anti-Modelle zur Darstellung bringen und auf diese Weise Subjektcodes explizieren"[27]. Das Diskursive verortet Reckwitz dabei nicht nur auf Ebene der Bedeutungsproduktion oder -distribution. Vielmehr versteht er die verwendeten Codes als Teil einer umfassenderen Wissensordnung, die sich wiederum in Praktiken einschreibt.[28] „Diskurse sind dann als Indikatoren, Verbreitungsformen und Produktionsformen von Subjektcodes zu verstehen, die in Praktiken sedimentiert werden."[29] Der Kultursoziologe bezieht sich dabei auf Michel Foucault, der die etho-poetische Funktion bestimmter Texte hinsichtlich der Ausbildung von Selbsttechniken betont: „Texte waren als Operatoren gedacht, die es den Individuen erlauben sollten, sich über ihr eigenes Verhalten zu befragen, darüber zu wachen, es zu formen und sich selber als ethisches Subjekt zu gestalten"[30]. Beide ziehen als Quellen

24 Ina Merkel: Unterströmungen unserer Kultur. Über den Sinn von Medien(text)-analysen. In: Antje van Elsbergen, Franziska Engelhardt, Simone Stiefbold (Hg.): Ansichten – Einsichten – Absichten. Beiträge aus der Marburger Kulturwissenschaft. Marburg 2010, S. 263–274, hier S. 264.

25 Ebd.

26 Es besteht ein starker Unterschied zwischen dem Lesen solcher Texte zum Zweck der (kultur)wissenschaftlichen Analyse und dem Lesen zur alltäglichen Unterhaltung, vgl. Hans-Otto Hügel: Genaue Lektüren. Zu Begriff, Theorien und Geschichte der Unterhaltung. In: Brigitte Frizzoni, Ingrid Tomkowiak (Hg.): Unterhaltung. Konzepte – Formen – Wirkungen. Zürich 2006.

27 Reckwitz 2006 (wie Anm. 9), S. 43.

28 Vgl. Andreas Reckwitz: Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer, Gesa Lindemann (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a. M. 2008, S. 188–209, hier S. 202.

29 Reckwitz 2006 (wie Anm. 9), S. 44.

30 Foucault 1993 (wie Anm. 10), S. 20 f.

hauptsächlich Ratgeberliteratur heran. Doch auch die für diesen Beitrag ausgewählten Texte formulieren idealtypische Subjektmodelle und Anti-Modelle sowie Codes des vorbildlichen und verwerflichen Verhaltens beim Wohnen und der Wohnraumvergabe. Hier lohnt sich ein Blick auf europäisch-ethnologische Auseinandersetzungen mit dem Erzählen. Silke Meyer interessiert sich, in Anlehnung an Albrecht Lehmann dafür, wie Menschen in ihrem Erzählen an „kulturell etablierte Vorgaben wie an aktuelle kommunikative Konstellationen" anknüpfen.[31] Ähnlich lässt sich auch für die vorliegenden Texte fragen: Welche kulturellen Erzählmuster und -figuren prägen die Geschichten? Welche Narrative werden für welche Zwecke genutzt und welche Formen des Erzählens entstehen dabei? Die folgenden Überlegungen sind vor diesem Hintergrund der Frage gewidmet, welche Subjektmodelle anhand welcher Codes angesichts der gegenwärtigen Wohnraumkrise erzählt werden und wie die ausgewählten Reportagen in diesem Bezugsrahmen als Instanzen einer moralischen Problematisierung zu fassen sind.

Eine Immobilienplattform auf der Suche nach „Vermietern mit Herz"

Der Analyse liegen 27 Artikel[32] zu Grunde, die zwischen 2013 und 2016 in verschiedenen Münchner Zeitungen analog wie digital[33] erschienen sind und sich auf eine „soziale Initiative"[34] des Nürnberger Unternehmens Immowelt beziehen. Die Firma betreibt Online-Immobilienplattformen in Deutschland, Österreich und der Schweiz und initiierte 2013 eine sogenannte „Sozialraum-Plattform", auf der Wohnungssuchende

31 Silke Meyer: Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 110, 2014, S. 243–267, hier S. 247.

32 Aufgrund der Dopplung von Subjektcodes und -modellen in den insgesamt knapp 50 veröffentlichten Artikeln der Initiative war eine Auswahl exemplarischer Reportagen zur genaueren Analyse möglich.

33 Auf der Website von *Verändere Deine Stadt* werden die Portraits inklusive fünf bis zehn Fotografien und meistens einem wenige Minuten dauernden Video veröffentlicht. In den Zeitungen umfassen die Portraits bei gleichbleibendem Text ein bis zwei Fotografien.

34 http://www.veraendere-deine-stadt.de/?tagid=0abc62206c38473484370bf1d1a32474 (Zugriff: 5.1.2016).

und -anbietende kostenlos inserieren können.[35] Die Plattform trägt den Namen *Verändere Deine Stadt* und wurde zunächst für München, später auch für Berlin und Nürnberg lanciert. Unter dem Motto „der guten Sache Platz verschaffen" werden „Münchner mit Herz und Platz" gesucht, „die Raum für Flüchtlinge, bedürftige Familien, Vereine oder soziale Initiativen haben".[36] Vor allem die Unterstützung sogenannter „Chancenloser"[37] wird zum Programm – Immowelt agiert als Anwalt derjenigen, um deren Not sich sonst niemand zu kümmern scheint. MitarbeiterInnen kontaktieren die Wohnungssuchenden, besuchen manche in ihren Unterkünften und Wohnungen und lassen sich von ihren Lebensverhältnissen berichten. Sie dokumentieren diese Besuche fotografisch sowie teilweise filmisch und veröffentlichen dazu journalistische Texte auf der Website des Portals. Auf dieselbe Weise werden auch Wohnungsvermittlungen durch Immowelt begleitet. Die Texte werden im Anschluss an lokale Zeitungen versendet, um sie einer größeren Öffentlichkeit zu präsentieren.

Schon in dieser Skizze der Entstehung steckt eine erste Erkenntnis: Das Unternehmen positioniert sich als moralische Instanz hinsichtlich der Wohnraumvergabe. Mit dem Betreiben der Sozialplattform und deren Bewerbung folgt Immowelt einer Tendenz zu performativer Wohltätigkeit seitens gewinnorientierter Unternehmen, die im Sinne einer Corporate Social Responsibility deren Symbolpolitik dient. Der Soziologe Ronen Shamir stellt die Moralisierung von Märkten in einen dialektischen Zusammenhang zur Ökonomisierung von öffentlichen Institutionen und Regierungspraktiken.[38] So würden die Unternehmen keineswegs durch soziale Bewegungen gezwungen, gemeinwohlorientierter zu agieren. Vielmehr müsse man, so Shamir, die Diskurse und Praktiken der Moralisierung des Marktes als Teil einer neoliberalen Epistemologie verstehen, die jegliche soziale Relationen einer ökonomischen Rationalität unterordnet. Einerseits trage die Moralisierung von Unternehmen kritisches Potenzial, weil der Ruf nach sozialer Verantwortung

35 Luise Laufer: „Verändere deine Stadt": immowelt.de startet erste Sozialraum-Plattform für München. Veröffentlicht am 3.12.2013, http://presse.immowelt.de/pressemitteilungen/ag-meldungen/artikel/artikel/veraendere-deine-stadt-immoweltde-startet-erste-sozialraum-plattform-fuer-muenchen.html (Zugriff: 8.6.16).

36 http://www.veraendere-deine-stadt.de/muenchen (Zugriff: 25.5.2016).

37 http://news.veraendere-deine-stadt.de/presse.html (Zugriff: 5.1.2017).

38 Vgl. Ronen Shamir: The Age of Responsibilization: On market-embedded Morality. In: Economy and Society 37/1, 2008, S. 1–19.

die Motivation nach finanziellem Mehrwert theoretisch korrigieren könnte, und dennoch sieht Shamir die Entwicklung vor allem kritisch. Sie bedeute andererseits nämlich die zunehmende Ökonomisierung von Moral.[39] Das Engagement von Immowelt scheint beispielhaft für diese Überlegungen. Auf einem in den letzten Jahrzehnten zunehmend privatisierten und deregulierten Immobilienmarkt setzen sich nun gewinnorientierte Akteure für eine gerechtere Verteilung von Wohnraum ein und profitieren gleichzeitig davon.

Neben der eben skizzierten Werbung für das Unternehmen tragen die Reportagen weitere Funktionen: Sie sind gleichzeitig Hilfeaufrufe und journalistische Texte, sollen Unterstützung für die Portraitierten motivieren und zugleich LeserInnen unterhalten. In München drucken unter anderem die *Abendzeitung*, die *tz* und die Lokalausgabe der *BILD*-Zeitung die Berichte mit Verweisen auf *Verändere Deine Stadt* ab. Die genannten Zeitungen sind stark lokal-städtisch ausgerichtet und bemühen sich um ein möglichst breites Publikum. In unterschiedlichen Abstufungen können sie zwischen Boulevard und Tagesaktualität verortet werden.[40] Der Medienwissenschaftler Jürgen Wilke beschreibt das Interesse für „Alltagsgeschichten" als kennzeichnend für Boulevardzeitungen. „Personalisierung ist der wichtigste Nachrichtenwert. Immer geht es um das Menschliche, ja das allzu Menschliche. Glück und Pech im Leben sind das, worauf es der Boulevardzeitung ankommt."[41] Armut und Not sind zentrale Themen.

Armendarstellungen gehen weit zurück. So steht beispielsweise die Differenz zwischen Armut und Reichtum im Fokus von mittelalterlichem Schwank und religiösen Texten.[42] Sozialreportagen zu großstädtischer Armut und Wohnungsnot im Speziellen führt der Historiker Klaus Bergmann auf literarische Formen der Reiseliteratur und des Städtebildes ebenso wie auf Protokolle im Rahmen früher Sozialarbeit zu Beginn

39 Vgl. ebd., S. 3.

40 Alle drei weisen eine „durchgehende Bebilderung und ein buntes Layout" sowie „eine einfache, zum Teil gefühlsgeladene Sprache". Jürgen Wilke: Zeitung. In: Hans-Otto Hügel (Hg.): Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen. Stuttgart, Weimar 2003, S. 520–523, hier S. 523.

41 Ebd.

42 Hans-Walter Nörtersheuser: Arm und reich. In: Kurt Ranke (Hg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung 1. Berlin 1977, Sp. 789–792.

des 19. Jahrhunderts zurück.[43] Vor allem um 1900 ist ein starkes wissenschaftliches und populäres Interesse für die Unterschicht in wachsenden Großstädten der Industrialisierung zu verzeichnen.[44] Neben der neuen Berufsgruppe der JournalistInnen, widmeten sich auch sozialreformerisch Engagierte und KünstlerInnen der Beschreibung von Armen. Sozialreformerische Bestrebungen gingen in diesem Diskursfeld Hand in Hand mit dem Anprangern sozialer Missstände und der Sensationslust eines bürgerlichen Publikums, das die eigene Stadt mystifizierte.[45] Parallelen zu ethnografischen Vorgehensweisen sind für die Elendsdarstellungen aus historischer Sicht bereits dargelegt worden. So hat Rolf Lindner den Einfluss des frühen Journalismus auf soziologische Stadtforschungen verdeutlicht.[46] Und auch die in diesem Beitrag analysierten Reportagen erinnern hinsichtlich bestimmter Aspekte an ethnografische Portraits. Das Herausgreifen einzelner Fälle, um generelle Aussagen zu treffen, die Solidarisierung der Schreibenden mit den Ausgeschlossenen, das begleitende Vor-Ort-Sein und die Verwendung von O-Tönen aus Gesprächen sind gemeinsame methodische und stilistische Momente.[47] Die analysierten Texte können nicht eindeutig einer Gattung zugeschrieben, sondern vielmehr zwischen Spendenaufruf und Werbung, Boulevardgeschichte und Sozialreportage eingeordnet werden. Wie ich im

43 Vgl. Klaus Bergmann (Hg.): Schwarze Reportagen. Aus dem Leben der untersten Schichten vor 1914: Huren, Vagabunden, Lumpen. Reinbeck 1984, S. 337–349, hier S. 348.

44 Vgl. Werner M. Schwarz, Margarethe Szeless, Lisa Wögenstein (Hg.): Ganz unten. Die Entdeckung des Elends. Wien, Berlin, London, Paris, New York. 338. Sonderausstellung des Wien Museums. 14. Juni bis 28. Oktober 2007. Wien 2007.

45 Vgl. Werner M. Schwarz, Margarethe Szeless, Lisa Wögenstein: Bilder des Elends in der Großstadt (1830-1930). In: Dies. 2007 (wie Anm. 44), S. 9–17, hier S. 15.

46 Vgl. Rolf Lindner: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt a. M. 1990.

47 Vgl. Pierre Bourdieu (Hg): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft (=edition discours, 9). Konstanz 1997; Elisabeth Katschnig-Fasch und Gerlinde Malli (Hg.): Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus. Wien 2003.
Patrick Champagne betont in seinem Beitrag die Unterschiede zwischen ethnografischer Arbeit und einer journalistischen, vornehmlich Verkaufszahlen gehorchenden Darstellungsweise von Armut. Diese Differenz ist angesichts des gegenwärtigen, stärker ökonomisierten Systems universitärer Wissensproduktion in Frage zu stellen. Patrick Champagne: Die Sicht der Medien. In: Bourdieu 1997, S. 75–86.

Folgenden ausführen werde, stellen sie allen voran – sowohl als Leidens- als auch als Rettungsgeschichten – „moralische Erzählungen“[48] dar.

Subjektmodelle der Bedürftigkeit – Repräsentation von Wohnungssuchenden

In den Reportagen von *Verändere Deine Stadt* werden großteils Alleinerziehende, Geflüchtete, Großfamilien, Kranke oder Geringverdienende als Bedürftige entworfen, darunter beispielsweise der bereits erwähnte Fuat Izairi, dessen Gehalt trotz doppelter Beschäftigung nicht ausreicht, oder Sarah, die als alleinerziehende Mutter ohne Erwerbsarbeit in einer Obdachlosenunterkunft lebt.[49] Die LeserInnen erfahren, dass sie seit der Trennung von ihrem Mann Sozialhilfe bezieht, wie einige andere der portraitierten Alleinerziehenden auch. Während die Chancenlosigkeit, adäquaten Wohnraum zu erhalten, in diesen Beispielen an ökonomische Armut gekoppelt wird, portraitieren aber viele der vorliegenden Reportagen auch Betroffene, deren Ausstattung mit ökonomischem Kapital im Verhältnis nicht ganz gering ist. Dazu zählt zum Beispiel die schwangere Jenny. „Von wegen Weltstadt mit Herz: In München findet eine junge Frau mit Vollzeitjob keine Wohnung.“[50] Die Zahnarzthelferin, die bei ihrer Mutter wohnt, wird wie folgt zitiert: „Am Geld scheitert es nicht, auch nicht an interessanten Angeboten […], aber sobald ich sage, dass ich schwanger bin, kommt die Absage.“[51] Die VermieterInnen würden „haarsträubend[e]“ Begründungen liefern: „Manche meinen, es sei ihnen zu gefährlich, weil ich dann nicht zahlen kann. Andere sagen, dass sich die älteren Leute im Haus gestört fühlen könnten.“[52] Ähnlich wird

48 Albrecht Lehmann: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007, S. 187.

49 Vgl. Andrea Uhrig: Alptraum Obdachlosenunterkunft: Junge Mutter (22) im Teufelskreis. Veröffentlicht am 2.12.2016, http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0015-alptraum-obdachlosenunterkunft-junge-mutter-22-im-teufelskreis.html (Zugriff: 20.12.2016).

50 Andrea Uhrig: Zahnarzthelferin Jenny findet keine Wohnung – weil sie schwanger ist. Veröffentlicht am 17.6.2014, http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0111-zahnarzthelferin-jenny-24-findet-keine-wohnung-weil-sie-schwanger-ist.html (Zugriff: 16.8.2016).

51 Ebd.

52 Ebd.

der Ausschluss von Großfamilien aus dem Wohnungsmarkt begründet. So finden Ulf, seine Partnerin und ihre sieben Kinder trotz eines Mietbudgets von 2.500 Euro keine adäquate Bleibe. „Wenn es mal was gibt, dann winken die Vermieter meist gleich ab, wenn sie hören, dass wir sieben Kinder haben."[53] Die AutorInnen der Reportagen beklagen, dass bei Wohnungsvergaben solvente kinderlose Paare bevorzugt werden. Unbegründete Stigmatisierung macht Großfamilien, Alleinerziehende und Geflüchtete, so der Tenor der Texte, zu Opfern einer profitorientierten und rücksichtslosen Wohnungsvergabepraxis.

Kommunikations- und medienwissenschaftliche Analysen der gegenwärtigen Armutsdarstellung kritisieren emotionalisierende Berichte über einzelne Bedürftige: Armut werde, so das Argument, als Problem sogenannter Risiko- oder Problemgruppen vermittelt und auf Stereotype reduziert, ohne sie als gesamtgesellschaftliches, ökonomisch und strukturell bedingtes Problemfeld zu benennen.[54] Diese Kritik liegt auch im Fall der Reportagen von *Verändere Deine Stadt* nahe – so wiederholen sich die bereits skizzierten Typen von Bedürftigen. Dennoch stehen diese „Menschen, die aus dem Raster fallen"[55] auch stellvertretend für andere und deren Darstellung verweist gerade auch auf gesellschaftliche Ausschlussmechanismen generell. Dieses Spannungsfeld wird deutlich, wenn man sich die Erzählungen darüber, wie die ProtagonistInnen in ihre prekären Situationen geraten sind, genauer ansieht. Insgesamt ist viel von Schicksalsschlägen – Arbeitsplatzverlust, Krankheit oder Trennung – die Rede. Prekäres Wohnen wird hier nicht systemisch, sondern als individuelles

53 Andrea Uhrig: Plötzlich Großfamilie: wenn Privatsphäre zum Fremdwort wird. Veröffentlicht am 26.2.2016, http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0255-ploetzlich-grossfamilie-wenn-privatsphaere-zum-fremdwort-wird.html (Zugriff: 5.1.2017).

54 „Aber durchgängige Kommentarpraxis ist es, Armut zu zerlegen, sie aufzulösen in Kinder-, Alters, Migranten-, Langzeitarbeitslosen-, Schwerbehinderten-, Hartz-IV- und Alleinerziehenden-Armut. Frauen sind, das fällt auf, nur als Mütter arm. Armut wird portioniert und Verarmung auf diese Weise nie in einer grundsätzlichen Dimension behandelt." Hans-Jürgen Arlt, Wolfgang Storz: Portionierte Armut, Blackbox Reichtum. Die Angst des Journalismus vor der sozialen Kluft. Berlin 2013, S. 6.

55 http://www.veraendere-deine-stadt.de/?tagid=f68d94b6aaf74d979e6eab4554f0f40d (Zugriff 4.1.2017).

Problem präsentiert, und dennoch: Mikes Burn-Out[56], die Trennung der schwangeren Sabrina von ihrem Freund, der eine Abtreibung von ihr verlangte,[57] oder der plötzliche Tod des Vaters im Fall der siebenköpfigen Familie Koch[58] erzählen von der Instabilität gesellschaftlicher Positionen allgemein. So wird in den Reportagen von *Verändere Deine Stadt* der Leserschaft vor Augen geführt, wie rasant sozialer Abstieg funktioniert. Das Hervorrufen von Empathie durch Betonung potenzieller Ähnlichkeiten zwischen Bedürftigen und Rezipierenden benennt die Historikerin Gabriele Lingelbach bei ihrer Analyse von Spendenplakaten in der frühen Bundesrepublik als eine Form des Spendenaufrufs.[59] „Jeder kann seinen Job verlieren", meint eine der „Vermieterinnen mit Herz", die dem arbeitslosen Mike schließlich ihre Wohnung vermietet.[60] So formulieren die Reportagen Schreckensszenarien und zeichnen gleichzeitig Identifikationsfelder nach: So wie den Bedürftigen kann es Euch, liebe LeserInnen, jederzeit auch gehen.

Dass zwischen den Ängsten von Mittelschichtsangehörigen vor Exklusion und der Skandalisierung der Wohnverhältnisse von armen Schichten ein enger Zusammenhang besteht, sieht der Architekt Michael Klein sowohl historisch als auch gegenwärtig gegeben. Erst wenn Preissteigerungen in den Städten auch die gesellschaftliche Mitte bedrohen, werde die Logik des freien Immobilienmarktes mittels der Darstellung von Bedürftigen angeprangert, obwohl letztere schon lange vom

56 Vgl. Andrea Uhrig: Job weg, Wohnung weg: Obdachloser Pferdepfleger sucht ein neues Zuhause. Veröffentlicht am 23.11.2014, http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0137-job-weg-wohnung-weg-obdachloser-pferdepfleger-sucht-ein-neues-zuhause.html (Zugriff: 16.8.2016).

57 Vgl. N.N.: Hochschwangere klagt: „Vermieter wollen lieber Hunde als Kinder". Abendzeitung online vom 27.01.2015, http://www.abendzeitung-muenchen.de/inhalt.wohnungssuche-in-muenchen-hochschwangere-vermieter-wollen-lieber-hunde-als-kinder.b10771e7-ea19-4e23-ad58-d77461f3f7a7.html (Zugriff 20.12.2016).

58 Vgl. N.N.: Nach dem Tod des Vaters. Großfamilie haust zu siebt auf 51 m². tz online, veröffentlicht am 28.11.2014, http://www.tz.de/muenchen/stadt/grossfamilie-haust-siebt-meta-4490857.html (Zugriff: 20.12.2016).

59 Gabriele Lingelbach: Das Bild des Bedürftigen und die Darstellung von Wohltätigkeit in den Werbemaßnahmen bundesrepublikanischer Wohltätigkeitsorganisationen. In: Archiv für Kulturgeschichte, 89/2, 2007, S. 345–365, hier S. 348.

60 Andrea Uhrig: Perfekter Neustart: Wohnung und Job für Pferdepfleger Mike. Veröffentlicht am 10.12.2014, http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0145-perfekter-neustart-wohnung-und-job-fuer-pferdepfleger-mike.html (Zugriff: 5.1.2017).

Ausschluss aus den Großstädten betroffen sind.[61] Dieses Skandalisieren funktioniert in den vorliegenden Reportagen über detaillierte Beschreibungen von zu kleinen Räumen und provisorischer Möblierung. Bilder von schmalen Küchen, zugestellten Schlafzimmern und überfüllten Zahnbürstenbechern illustrieren die Enge in den jeweiligen Unterkünften. „Wir leben hier wie die Ölsardinen mit bis zu vier Personen in einem Zimmer", meint eine Frau, die mit ihrer neunköpfigen Familie im Obdachlosenheim lebt.[62] Zudem zeugen Rechenexempel von der Diskrepanz zwischen der Zahl an Wohnenden und dem zur Verfügung stehenden Raum – fünf Personen auf 15 Quadratmetern[63] oder zehn Personen auf 80 Quadratmetern.[64] Die wenigen Zimmer werden mehrfach genutzt, als Schlaf-, Ess-, Kinder- und Wohnzimmer gleichermaßen. Die daraus resultierenden Herausforderungen im Alltag werden in Beschreibungen einzelner materieller Arrangements betont. Die Erzählungen verweisen auf überfrachtete und chaotische Verhältnisse, in denen Räume und Möbel ihre Funktionen ständig ändern. Bei einer Familie wird das Bett der Großmutter tagsüber zum Wickelplatz, die Küchentür dient als Tisch.[65] Auch die eingangs vorgestellte Familie Izairi hat keinen „richtigen Esstisch": „Gegessen wird auf der Couch vor dem Fernseher"[66]. Während das Ehebett aus Platzmangel abgebaut im Keller steht, schläft das Paar mit dem älteren Kind auf einem Lager aus Matratzen, die tagsüber gestapelt und verstaut werden.[67] Fehlende partnerschaftliche Intimität, umständliche

61 Michael Klein: When Spectres Return. Wohnungswesen, Wohnreform und die Vorstellung vom guten Wohnen. In: Housing the Many. Stadt der Vielen (=dérive. Zeitschrift für kritische Stadtforschung, 56). Wien 2016, S. 4–9. Zur Angst der Mittelschicht vor Verdrängung aus innerstädtischen Räumen siehe Susanne Frank: Unbehagen der Mitte. Die aktuelle Wohnungskrise und die urbanen Mittelschichten. In: RaumPlanung 169/4, 2013, S. 39–43.

62 Vgl. Andrea Uhrig: Nach Zwangsräumung: Familie wohnt zu zehnt auf 80 Quadratmetern. Veröffentlicht am 28.01.2015, http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0173-nach-zwangsraeumung-familie-wohnt-zu-zehnt-auf-80-quadratmetern.html (Zugriff: 16.8.2016).

63 Vgl. Andrea Uhrig: Traum vom neuen Leben endet auf dem Campingplatz. Veröffentlicht am 16.12.2013, http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0037-traum-vom-neuen-leben-endet-auf-dem-campingplatz.html (Stand: 16.8.2016).

64 Vgl. Uhrig 2015 (wie Anm. 62).

65 N.N. 2014 (wie Anm. 58).

66 N.N. 2016 (wie Anm. 1).

67 Vgl. ebd.

Arrangements für den Alltag sowie permanent laufende Fernseher werden als Indikatoren defizitärer familiärer Verhältnisse in Szene gesetzt.

Der Verlust von Privatsphäre ist wiederholt Thema, wie die Überschrift „Kaum Platz, keine Rückzugsmöglichkeiten, das führt immer öfter zu Streit“[68] exemplarisch zeigt. Die Quintessenz bei allen Beispielen lautet: ohne adäquate Wohnung kein gutes Leben. Was ein gutes Leben ausmacht, wird im Spiegel der Erzählungen von Prekarität deutlich: ausreichend Platz, Ordnung, klar zugewiesene Möblierung, Ruhe, Familie und Privatsphäre. Die bürgerliche Prägung dieser Wohnnormen ist mit Blick auf historische Entwicklungen von Wohnleitbildern offensichtlich.[69] In den Texten wird eine kulturelle Ordnung wirkmächtig, die definiert, was gutes Wohnen bzw. Leben ausmacht und was nicht. Dementsprechend verdichten sich in den Erzählungen desolate Konstellationen, die von sozialen Konflikten, Tristesse und geringer Lebensqualität zeugen. So auch im Fall einer arbeitslosen Mutter, die sich nach der Trennung von ihrem Mann mit ihren zwei jugendlichen Kindern ein Zimmer in einer Obdachlosenunterkunft teilt: „Selbst wenn draußen die Sonne scheint, ist es in dem kleinen Zimmer dunkel, es ist nicht viel größer als eine Gefängniszelle. Den ganzen Tag brennt das Neonlicht, meist läuft der Fernseher. Es ist ein trostloses Leben, das Efterpi aus Griechenland mit ihren beiden Kindern führt.“[70] Die Teenager wollen keine FreundInnen nach Hause einladen, weil sie sich schämen. Die Mutter fühle sich „antriebslos“ und „ausgeliefert“. „‚Diese Situation macht mich so furchtbar traurig. […] Es ist ein Teufelskreis‘, erzählt die Alleinerziehende und nimmt liebevoll ihre Tochter in den Arm. ‚Manchmal wünschen wir uns, dass wir einschlafen und erst wieder aufwachen, wenn wir etwas gefunden haben.‘“[71] Diese Passage betont die Ausweglosigkeit der Situation, die Verzweiflung der

68 Uhrig 2015 (wie Anm. 62)

69 Vgl. Hartmut Häußermann, Walter Siebel: Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens (=Grundlagentexte Soziologie). Weinheim u. a. 2000, S. 85–102.

70 Andrea Uhrig: Zimmer Nummer 1008: Hier lebt eine Familie auf zwölf Quadratmetern. In: Abendzeitung, Nr. 95/17, 25.04.2015, S. 3.

71 Ebd.

Betroffenen, die Belastung für ihre Psyche und ihr Gekettet-Sein an einen Ort, der ein respektables Leben unmöglich zu machen scheint.[72]

Mit dem Begriff Respektabilität benennt der Soziologe Michael Vester eine „Trennlinie", die „unterprivilegierte" Milieus von „respektablen Volks- und Arbeitnehmermilieus" unterscheidet.[73] Die Europäische Ethnologin Anna Eckert nutzt in ihrer Studie zu Langzeiterwerbslosigkeit den Begriff in einer praxeologisch ausgerichteten Perspektive und zeigt, wie AkteurInnen in ihrem Alltag versuchen Respektabilität herzustellen, beispielsweise durch das Sorgen um Körper und Gesundheit[74] sowie das Haushalten mit den eigenen finanziellen Mitteln: die Ablehnung von Kredit und die „Reduktion auf das Nötigste"[75]. Auch „bildungsbürgerliche Praktiken"[76], wie das Finanzieren von Patenkindern oder das Abonnieren einer Zeitung, beschreibt Eckert als Praxen, mit denen der Alltag und das Selbst gestützt werden. Die Reportagen von *Verändere Deine Stadt* erzählen wiederkehrend vom „‚Mithalten' mit den Standards der respektablen Arbeitnehmermitte"[77] seitens der Wohnungssuchenden, beispielsweise wenn Fuat Izairi über seine beiden Anstellungen als Reinigungskraft sagt: „Mir macht das Arbeiten sehr viel Spaß [...], aber es reicht immer noch nicht, um eine größere Wohnung zu bekommen."[78] Die Figuren des tapferen Familienvaters, der gehorsamen Arbeitssuchenden oder der liebevollen und an der Schulbildung der Kinder interessierten Mutter versinnbildlichen die Bemühungen der präsentierten

72 „Mit Kapitallosigkeit kulminiert die Erfahrung der Endlichkeit: an einen Ort gekettet zu sein." Pierre Bourdieu: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume (=Die Zukunft des Städtischen. Frankfurter Beiträge, 2). Frankfurt a. M. 1991, S. 25–34, hier S. 30.

73 Michael Vester: Der Kampf um soziale Gerechtigkeit. Zumutungen und Bewältigungsstrategien in der Krise des deutschen Sozialmodells. In: Heinz Bude, Andreas Willisch (Hg.): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg 2006, S. 243–293, hier S. 268.

74 Anna Eckert: Respektabler Alltag. Eine Ethnographie von Erwerbslosigkeit. Berlin [im Druck], S. 126–128.

75 Ebd., S. 115.

76 Ebd., S. 142.

77 Michael Vester: Soziale Milieus und politische Lager: Woher stammt die Kluft zwischen den Elitendiskursen und den Alltagsdiskursen über soziale Gerechtigkeit? Interview mit Michael Vester. In: Denkwerk Demokratie (Hg.): Sprache. Macht. Denken. Politische Diskurse verstehen und führen. Frankfurt a. M., New York 2004, S. 63–85, hier S. 73.

78 N.N. 2016 (wie Anm. 1).

Bedürftigen, ihr Leben im bürgerlich-normativen Sinne gut zu führen. Tugenden wie Sorgfalt, Geduld und Genügsamkeit untermalen ihre gesellschaftliche Integrität. „Große Ansprüche hat Sarah nicht: Zwei Zimmer, egal ob mit oder ohne Balkon und egal in welchem Stockwerk oder Stadtteil."[79] Die Alltagsorganisation einer Großfamilie wird besonders ausführlich thematisiert: „Um nicht im Chaos zu versinken, wird bei der Großfamilie immer sofort alles aufgeräumt. Schuhe und Kleidung hat jeder dort, wo er schläft. Die Waschmaschine läuft sechsmal am Tag, im Kühlschrank hat jeder Erwachsene ein eigenes Fach."[80] Obwohl die Zumutungen des Platzmangels textuell betont werden, verweisen die Erzählungen von bemühten und zum Teil auch erfindungsreichen Wohnungssuchenden dennoch auf ihre Handlungsmacht. Die potenzielle Destabilisierung des Alltags durch die Mangelsituation wir durch spezifische Techniken abgemildert, das Chaos im Zaum gehalten.

Ordentlichkeit, Fleiß und Solidarität untereinander werden als Charakteristika der Bedürftigen präsentiert, um, in Vesters Worten, „nicht völlig aus dem gesellschaftlichen Respekt herauszufallen".[81] Auffällig ist auch die Darstellung der aus Syrien geflohenen Familie Hasan, die in einer Obdachlosenunterkunft lebt. Die Familienangehörigen scheinen sehr bemüht, sich in Deutschland ein Leben aufzubauen. Der Vater, der sich ein Vorbild an seinem bereits in Deutschland lebenden Bruder nimmt, meint: „Ich möchte mich so schnell wie möglich verständigen können und dann arbeiten."[82] Die Töchter beugen sich „über die Hefte. Sie wollen schnell die neue Sprache lernen, schnell Freunde finden."[83] Hier werden Bilder von beflissenen, integrationswilligen MigrantInnen entworfen. Gemäß diesen Standards der Respektabilität werden die Bedürftigen als vertrauenswürdige MieterInnen in Szene gesetzt. Diese Art der Repräsentation der „würdigen Armen"[84] widerspricht verbreiteten Stereotypen von faulen und unordentlichen Hartz-IV-EmpfängerInnen sowie undankbaren, nicht integrierbaren MigrantInnen. Durch diese Gegen-Narrative betonen die Reportagen die Ungerechtigkeit des Ausschlusses der Portraitierten und formulieren einen moralischen Apell.

79 Uhrig 2013 (wie Anm. 49).
80 Uhrig 2015 (wie Anm. 62).
81 Vester 2004 (wie Anm. 77), S. 73.
82 Andrea Uhrig: Großfamilie auf Wohnungssuche. In: Abendzeitung, Nr. 299/53, 29.12.2015, S. 5.
83 Ebd.
84 Bergmann 1984 (wie Anm. 43).

Subjektmodelle des Helfens – Repräsentationen von Wohltätigen

Neben der bereits genannten Betonung potenzieller Ähnlichkeit, benennt Gabriele Lingelbach die Betonung von Differenz zwischen Bedürftigen und Rezipierenden als zweite Strategie des Spendenaufrufs.[85] Sie schreibt: „Unter der Voraussetzung, dass sein Wertesystem eine Vorstellung von Gerechtigkeit beinhaltete, fühlte sich der Betrachter durch diese Gegenüberstellung unangenehm berührt – ein schlechtes Gewissen entstand. Dieses aber konnte, so die Werbebotschaft, durch wohltätiges Handeln beruhigt, ein Selbstbild moralischer Integrität auf Seiten des Gebenden hergestellt werden."[86] Welche Ideen von Gerechtigkeit und mögliche moralische Auswege in den Reportagen präsentiert werden, lässt sich durch eine Analyse der Videos und Artikel über geglückte Wohnungsvermittlungen verdeutlichen.

Der schwangeren Zahnarzthelferin Jenny nimmt sich die städtische Wohnbaugesellschaft Gewofag an. In einem online veröffentlichten Video ist zunächst Geschäftsführer Sigismund Mühlbauer in Anzug und mit der *tz* in der Hand an seinem Schreibtisch zu sehen: „Ich habe die Zeitung gelesen und habe den Artikel über die Jenny gelesen und ich dachte mir, das kann doch nicht wahr sein, dass eine werdende Mutter Probleme hat eine Wohnung zu finden. Ich hab selbst zwei Kinder und ich weiß, wie schwierig diese Situation ist."[87] Sein Kollege Karl-Michael Dengler sagt im Anschluss: „Als Herr Mühlbauer dann zu mir kam, war mir sofort klar, hier müssen wir helfen."[88] Im Video ist zu sehen, wie Jenny mit ihrem Neugeborenen auf dem Arm den beiden Männern die Türe öffnet. Diese halten ein Plüschtier für das Kind in den Händen und lachen die Frau an. Sie lacht zurück. Dazu hört man Denglers Stimme aus dem Off: „Und wenn wir ihr die Sorge nehmen konnten, dann haben wir, glaube ich, eine gute Tat vollbracht."[89] Das Video präsentiert Subjektcodes des ethischen Handelns: Empörung ob des ungerechten Ausschlusses, persönliche Betroffenheit durch Identifikation, Eingreifen und gutes

85 Vgl. Lingelbach 2007 (wie Anm. 59), S. 348.
86 Ebd.
87 Verändere Deine Stadt: Initiative hilft Menschen in Not bei der Wohnungssuche. http://news.veraendere-deine-stadt.de/videos (Zugriff: 25.5.2016), Transkription durch die Autorin.
88 Ebd.
89 Ebd.

Tun. Hier schließt sich der Kreis zur Positionierung von Immowelt: Diese Darstellung der Gewofag-Geschäftsführer verweist auf die Ökonomisierung von Moral, können sie doch ihr am Allgemeinwohl orientiertes Engagement hier sichtbar machen und zur Imageaufbesserung nutzen.

Einige der Wohnungsvermittlungen gehen auf eine Maklerin zurück, die in den Reportagen ausführlich portraitiert wird. „Für viele ist die Maklerin [...] ein Engel: Die Münchnerin hat sich auf Menschen in Not spezialisiert. Und sie tut weit mehr als Wohnraum zu vermitteln. Sie unterstützt ihre Kunden bei Behördengängen und sogar bei der Jobsuche. Für viele ist die engagierte 52-Jährige eine Heldin."[90] Die Geschäftsfrau bringt beispielsweise Familie Hasan mit einer Villenbesitzerin zusammen, die explizit an Ärmere vermieten möchte.[91] „Es ist einfach schön zu helfen. Und die Menschen sind unendlich dankbar",[92] wird die Maklerin zitiert. Aufgrund ihres sozialen Engagements kenne man sie mittlerweile in München. Sie schafft sich durch ihre Hilfeleistungen symbolisches Kapital. Durch ihr karitatives Engagement wird sie als exzeptionelle Maklerin, die sich der Logik ihrer Branche widersetzt, und allgemein als moralisches Vorbild präsentiert. Andreas Reckwitz beschreibt ein ideales Subjektmodell in der jeweiligen Subjektkultur als „ein attraktives, begehrenswertes Objekt [...], als ein Ideal-Ich gelungener Subjektivität, in dem der Einzelne sich spiegeln und bestätigen kann und dessen Repräsentation das Handeln motiviert"[93]. Auf der Fotografie, die ein Portrait der Maklerin auf einer Internetseite illustriert, sieht man sie zufrieden lächeln.[94] Die Figur lässt sich als Subjektmodell innerhalb einer fürsorgenden und gemeinwohlorientierten Subjektkultur der mittleren und privilegierten Milieus interpretieren.[95]

90 Andrea Uhrig: Maklerin kämpft für Menschen in Not – und sucht dringend Wohnungen. Veröffentlicht am 17.12.2013. http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0029-maklerin-kaempft-fuer-menschen-in-not-und-sucht-dringend-wohnungen.html (Zugriff: 17.1.2017).

91 Vgl. Andrea Uhrig: Familie happy: Umzug vom Obdachlosenheim in eine alte Villa. Veröffentlicht am 7.3.2016. http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0257-familie-happy-umzug-vom-obdachlosenheim-in-eine-alte-villa.html (Zugriff: 5.1.2017)

92 Uhrig 2013 (wie Anm. 90).

93 Reckwitz 2006 (wie Anm. 9), S. 46.

94 Uhrig 2013 (wie Anm. 90).

95 Michael Vester sieht in den von ihm in Anlehnung an Pierre Bourdieus Sozialraumanalyse erarbeiteten Milieus jeweils verschiedene Arten der gesellschaftlichen Beziehungsmuster. Der bildungsbürgerlichen Traditionslinie schreibt er demnach Dienst

Die dramaturgische Form folgt einer gängigen Abfolge von emotionalisierender Problemdarstellung und darauffolgender Problemlösung. Das Drama wird zur „Rettungsgeschichte“[96]. Handlungsführend sind dabei neu Hinzukommende, die den in Not Geratenen aus ihrer Misere helfen. Im Fall von Efterpi und ihren beiden Kindern tritt eine Maklerin als Retterin auf. Ihr haben die drei es „zu verdanken“, dass sie „endlich aus der furchtbaren Enge entfliehen“[97] konnten. Die Maklerin, die sozial geförderte Objekte des Unternehmens in München vertritt, stieß über die Immowelt-Initiative auf das „Schicksal der Alleinerziehenden und ihrer Kindern“. Sie habe „sofort“ gewusst: „Für die drei habe ich genau die passende Wohnung.“[98] Mit dem Erzählen einer unmittelbaren, quasi instinktiven Reaktion wird betont, dass die Maklerin sich der ethischen Codes sicher ist. Auch zu dieser Vermittlung ist ein Video auf der Homepage von *Verändere Deine Stadt* veröffentlicht. Darin ist Efterpi beim Kistenschleppen und hinter dem Steuer eines Umzugslastwagens zu sehen. Später steht sie mit ihren Kindern und der Maklerin vor der neuen Wohnung. Diese überreicht die Schlüssel und wird stürmisch von der Alleinerziehenden umarmt.[99] Im dazugehörigen Text heißt es: „Die Mutter und die beiden Teenager konnten ihr Glück kaum fassen. Gleich mehrfach fällt die Griechin der blonden Maklerin bei der Schlüsselübergabe um den Hals und auch die Kinder strahlen um die Wette.“[100] Hier steht weniger die Reflexion des eigenen Tuns seitens der helfenden Maklerin im Fokus, sondern die Bekundungen von Dank durch die Bedürftigen.

am Gemeinwohl und kulturelle Hegemonie zu sowie der ständisch-kleinbürgerlichen Traditionslinie ein Patron-Klient-Muster, also die Vorstellung von Loyalität gegen Fürsorge. Vester 2006 (wie Anm. 73), S. 270 f.

96 Martina Lüdicke: Rettung. In: Kurt Ranke, Rolf Brednich u. a. (Hg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung 11. Berlin 2003/4, Sp. 600–608.

97 Andrea Uhrig: Zu dritt auf zwölf Quadratmetern – Jetzt hat’s ein Ende. In: Abendzeitung, Nr.133/24, 13.06.2015, S. 8.

98 Ebd.

99 Vgl. Verändere Deine Stadt: Happy End für alleinerziehende Mutter nach verzweifelter Wohnungssuche. Veröffentlicht am 12.6.2015. http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0213-raus-aus-der-obdachlosigkeit-alleinerziehende-mutter-hat-endlich-wieder-eine-wohnung.html (Zugriff: 3.1.2017).

100 Uhrig 2015 (wie Anm. 97)

Im Jahr 1908 schrieb Georg Simmel zu Wohltätigkeit: „Im extremsten Fall verschwindet der Arme als berechtigtes Subjekt und Interessenszielpunkt vollständig, das Motiv der Gabe liegt ausschließlich in der Bedeutung des Gebens für den Gebenden."[101] Diesen Aspekt hat Gabriele Lingelbach im Rahmen ihrer Studie als zunehmend gewichtig in den Strategien des Spendenappels analysiert. „Das rhetorische Element, das den Betrachter zur Gabe überreden sollte, bezog sich auf den [...] Dank des Bedürftigen, an dem der Betrachter teilhaben könne, gäbe er eine Spende."[102] Wie nach Lingelbach die WerberezipientInnen seit den 1950er Jahren in den Fokus der Spendenplakate rücken,[103] steht das Subjektmodell der tatkräftigen, ethisch auftretenden Helfenden im Mittelpunkt der Rettungsgeschichten von *Verändere Deine Stadt*. Durch die positive Würdigung der MaklerInnen oder VermieterInnen, die helfen, wird das Engagieren für Wohnungssuchende als erstrebenswerte Geste entworfen. In diesem Sinne können auch die Rettungsgeschichten von *Verändere deine Stadt* als Hilfeaufrufe gedeutet werden, sie sollen ebenso zur Unterstützung der Wohnungssuchenden aufrufen wie auch die vorangehende Darstellung ihrer problematischen Lebensverhältnisse und guten Absichten. Hermann Bausinger schreibt mit Blick auf die Gattung des Beispiels bzw. Exempels, dass diese immer mit einem moralischen Appell enden. Vielleicht sind die analysierten Texte in diesem Sinne weniger explizit, aber nicht weniger konkret: Auch sie formulieren eine „applicatio moralis, die nicht mehr nur Erklärung des Vergangenen, sondern – stillschweigend oder ausgesprochen – auch Appell für die Zukunft ist."[104]

101 Georg Simmel: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (=Georg Simmel Gesamtausgabe, 11), Hg. von Oliver Rammstedt, Fankfurt a. M. 1992 [EA 1908], S. 516. Neuere Ansätze zu Wohltätigkeit und Dankbarkeit mit Bezug auf Simmel und Mauss sind aus soziologischer Perspektive zusammengefasst zu finden in Frank Adloff, Steffen Mau (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität (=Theorie und Gesellschaft, 55). Frankfurt a. M., New York 2005.

102 Lingelbach 2007 (wie Anm. 59), S. 352.

103 „[D]ie plakatgestaltenden Organisationen bemühten sich, den Werbungsrezipienten zu überzeugen, indem sie [...] ihn in seinen Interessenslagen und Bedürfnisstrukturen wahr- und ernstnahmen.", Lingelbach 2007 (wie Anm. 59), S. 351.

104 Hermann Bausinger: Formen der „Volkspoesie". Berlin 1980 [EA 1968], S. 212.

Moralische Anrufung – Zur Hilfeleistung für würdige Arme

Resümierend lassen sich drei zentrale Punkte in der Analyse der Reportagen ausmachen. Erstens funktioniert die moralische Problematisierung des Wohnungsmarkts über die Darstellung von „würdigen" Armen, die sich an den Respektabilitätsstandards der gesellschaftlichen Mitte orientieren. Die Bedürftigen sind gesellschaftlich stigmatisiert, was ihre Chancenlosigkeit auf dem Wohnungsmarkt begründet. Die Texte verweisen die LeserInnen darauf, dass die Portraitierten ein gesellschaftlich anerkanntes Leben führen wollen: Arbeit finden, geregelte Familienverhältnisse schaffen, „sich integrieren". Doch – so die Botschaft – sie verfügen nicht über ausreichend Kapital, um ihre Situation zu Zeiten steigender Mietpreise selbst zu bestimmen. In ihre missliche Lage sind sie unverschuldet geraten und von Schicksalsschlägen gebeutelt, die grundsätzlich jeden und jede treffen können. Die Handlungsfähigkeit der Bedürftigen scheint bis auf wenige Szenen des erfindungsreichen Umgangs mit der Mangelsituation eingeschränkt, sie sind auf das Wohlwollen von UnterstützerInnen angewiesen: Die Rettung durch andere ist der einzige Ausweg. Die Reportagen portraitieren damit Arme, die erstens Hilfe brauchen und zweitens dieser auch würdig sind. Rolf Lindner führt historisch wiederkehrende Einteilungen in „deserving" und „undeserving poor" auf den Sozialforscher Charles Booth zurück, der Anfang des 19. Jahrhunderts eine „moralische Klassifizierung des Sozialen"[105] vorgenommen habe, die sich gegenwärtig rehabilitiere. Vor dem Hintergrund der wiederkehrenden Verzahnung von sozialen und moralischen Kategorien aus dem 19. Jahrhundert konstatiert Lindner in Bezug auf die gegenwärtige Thematisierung von Erwerbslosigkeit: „Die Scheidelinie in der Klassifikation der armen Bevölkerung bildete also nicht nur die Höhe und Regelmäßigkeit der Arbeitseinkünfte, sondern auch und vor allem die moralische Dimension, die sich in der Bereitschaft und Fähigkeit artikuliert, regelmäßig zu arbeiten."[106] Die vorliegenden Reportagen betonen diesbezüglich vor allem die Ordentlichkeit der Bedürftigen, ihre Integrationsbereitschaft sowie ihre Bescheidenheit. Der moralische Appell in

105 Rolf Lindner: ‚Unterschicht' – Eine Gespensterdebatte. In: Rolf Lindner, Lutz Musner (Hg.): Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der ‚Armen' in Geschichte und Gegenwart (=Edition Parabasen, 8). Freiburg i. B., Berlin, Wien 2008, S. 9–17, hier S. 15.

106 Ebd., S. 13.

den Reportagen gründet auf der Darstellung von im normativ-bürgerlichen Sinne tugendhaften Notleidenden.

Zweitens sind die Reportagen als Anrufungen zur ethischen Subjektivierung und Ausbildung entsprechender Selbsttechniken zu verstehen. Die engagierte Maklerin oder die barmherzige Vermieterin orientieren sich an moralischen Prinzipien und vermitteln mögliche ethische Positionen im Rahmen gegenwärtiger Immobilienmarktlogiken. Michel Foucault stellt in seiner Studie zu Sexualität und Selbsttechniken die These auf, dass eine umfassende „moralische Beunruhigung" gerade in jenen Bereichen eintritt, in denen „keine Verpflichtung und kein Verbot"[107] vorherrschen, in denen keine Gesetze oder Sanktionsmechanismen richtiges und falsches Handeln bestimmen. In Bezug auf Sexualität verortet er diesen Bereich in der männlichen Lust. Die Moral spreche dabei „die Verhaltensweisen an, in denen sie [die Männer, Anm. d. Autorin] gerade von ihrem Recht, von ihrer Macht, von ihrer Autorität und von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen haben"[108]. Bezogen auf Praktiken der Wohnungsvergabe, ist deutlich, dass bei einer relativ ungehemmten Wertsteigerung von Grund und Immobilien im Stadtgebiet die ProfiteurInnen einer kapitalistischen Ausrichtung des Marktes weitgehende Freiheiten besitzen. Zwar existiert im Praxisfeld der Vergabe von Wohnraum ein komplexes Regelwerk, diesem sprechen verschiedene BeobachterInnen aber insgesamt wenig regulierende Wirkung zu.[109] Der Mietmarkt ist trotz der gegenwärtigen Versuche staatlicher Einflussnahme ein Feld, in dem diejenigen, die ihr ökonomisches Kapital einsetzen können, kaum an Grenzen ihres Handelns stoßen. Aus dieser Erfahrung einer relativen Machtkonzentration und angesichts einer exkludierenden Wirkung dieses Kräfteverhältnisses formiert sich eine, in Foucaults Worten, „ethische Sorge"[110], die vor allem von Angehörigen der Mittelschicht geäußert wird. Man findet die Sorge beim Abendessen im Freundeskreis, auf den Zeitungsständern und – in großem Stil – in akademischen Debatten, die vor dem Ausverkauf der Stadt ebenso warnen wie vor der Eigendynamik des freien Marktes, die das Leben in unseren Städten zerstören könnte. Weder Stadt noch Staat wird zugetraut, sich regulierend in die

107 Foucault 1993 (wie Anm. 10), S. 17.
108 Ebd., S. 33.
109 Vgl. Andrej Holm: Mietenwahnsinn. Warum Wohnen immer teurer wird und wer davon profitiert. München 2014.
110 Foucault 1993 (wie Anm. 10), S. 17.

Prozesse einzuschalten. Die „moralische Aufmerksamkeit“[111] kommt im Alltag ebenso wie in den analysierten Reportagen dem wirtschaftlichen, am eigenen Nutzen und der Gewinnmaximierung orientierten Handeln von InvestorInnen, HauseigentümerInnen und MaklerInnen zu. Ein Spektrum sogenannter Moralcodes eröffnet dann, weiter mit Foucault gedacht, einen Möglichkeitsraum für ethische Subjektivierungen, also „verschiedene Arten, moralisch ‚sich zu führen‘, verschiedene Arten für das handelnde Individuum, nicht bloß als Agent, sondern als Moralsubjekt jener Aktion zu operieren“[112]. Moralcodes, die nicht zwingend „ausdrücklich in einer zusammenhängenden Lehre“ formuliert sein müssen, sondern auch „in diffuser Weise übermittelt werden“[113], etablieren sich gegenwärtig auch im Sprechen über Vermietungs- und Wohnungsvergabepraktiken: Verschiedene Stimmen rufen zur Mäßigung des Drangs nach Gewinnmaximierung auf, zur Achtung der Mitmenschen und einer gerechten Vergabepraxis von Wohnraum, um alte Viertelstrukturen zu erhalten und die Stadt als Lebensraum für alle zu sichern. Diese Mahnungen kommen zumeist von Angehörigen der Mittelschicht, deren Angst um die eigene Wohnsituation in München häufig mit der Anteilnahme mit Ausgeschlossenen einhergeht.[114] Eine solidarische Haltung wird auch in den Reportagen von *Verändere Deine Stadt* formuliert. Damit beschreiben die Reportagen nicht nur ideale gesellschaftliche Organisationsformen, sondern konkretisieren bestimmte Handlungsmodi. Die Texte erscheinen wie Anrufungen zur Ausbildung von Selbsttechniken. Dass moralisierende Argumentationsweisen AkteurInnen in ihren jeweiligen Feldern wiederum Vorteile verschaffen können, zeigt, dass die regulierte Praxis, die moralisch argumentierte Zurückhaltung, auch Kapital schafft.

Drittens verweist die zugrundeliegende Argumentation der Reportagen auf Vorstellungen davon, wie soziales Gleichgewicht in einer wohlhabenden Stadt hergestellt werden kann. Die Reportagen verarbeiten sowohl die Sorge um den Ausverkauf der Stadt als auch den

111 Ebd., S. 17.

112 Ebd., S. 34.

113 Ebd., S. 36.

114 Vgl. Johannes Moser: „Gentle fication“ – Ein Kunst- und Aktivistennetzwerk befördert Debatten über die urbane Wohnraumproblematik. In: Markus Tauschek (Hg.): Handlungsmacht, Widerständigkeit und kulturelle Ordnungen. Potenziale kulturwissenschaftlichen Denkens. Münster, New York 2017, S. 183–194; Frank 2013 und Klein 2016 (wie Anm. 61).

zugehörigen Ausweg aus der schlechten Situation – die Anteilnahme. Mag die Darstellung der Bedürftigen durch ihre stellvertretende Position nicht zwangsläufig individualisierend sein, die Darstellung der Rettenden ist es sehr wohl. Die Initiative *Verändere Deine Stadt* sucht Lösungen geringer Reichweite für die Wohnungsnot. Während viele der Elendsdarstellungen um 1900 den Zweck hatten, ein Bewusstsein in der Öffentlichkeit für die sozialen Missstände zu schaffen, und dabei sicher philanthropisch, aber auch über individuelle Hilfsleistungen hinausgehend argumentierten, beziehen sich die untersuchten Reportagen kaum auf politische oder rechtliche Konsequenzen, die zur Linderung der prekären Verhältnisse nötig wären. Sie bleiben bei der Anrufung von auf einzelne Notlagen bezogenen, individuellen Hilfsleistungen stehen. Der Rahmen der Hilfe verläuft informell und hierarchisch zwischen gesellschaftlichen Schichten, der Sozialstaat stellt keine rahmende und verlässliche Größe dar. Die Finanzialisierung des Wohnens wird nicht als systemisches Problem herausgearbeitet, Eigentumsverhältnisse bleiben unhinterfragt. In der dargestellten Beziehung zwischen Helfenden und Bedürftigen schreibt sich die soziale Kluft in der Gesellschaft, die am Beispiel der städtischen Wohnungsmärkte derzeit besonders offensichtlich ist, weiter fort.

Laura Gozzer, On the Edge of the Munich Housing Market. Subject Models and Moral Appeals in Journalistic Narratives on the Search for Housing

Based on a series of articles about the housing shortage in Munich, this article uses media analysis techniques to look at the ways in which current housing prices and housing allocations are problematized in the press. Through denouncing profit-oriented practices in allocation, creating a scandal around precarious housing conditions, referring to those in need with empathy and showcasing charitable role models, the social reportage analysed here represents the discursive practices of a moral appeal.

Mitteilung

Urbane Ethiken. Debatten und Konflikte um das gute und richtige Leben in Städten
Projektvorstellung

Moritz Ege/Johannes Moser[1]

Die Forschergruppe „Urbane Ethiken" untersucht aus der Perspektive kulturwissenschaftlich-kulturanthropologischer, historischer, wirtschaftsgeografischer und urbanistischer Forschung urbane Ethiken in Großstädten und Metropolen des 20. und frühen 21. Jahrhunderts[2]: Das Gesamtvorhaben und die Teilprojekte (s. u.) nehmen Auseinandersetzungen um das ‚gute' und ‚richtige' städtische Leben in den Blick, die sich in Problematisierungen, Leitbildern oder Projekten ‚ethischer' städtischer Lebensführung verdichten und vielfältige Setzungsversuche und Aushandlungsprozesse umfassen.

Von urbanen Ethiken im Sinn solcher Auseinandersetzungen kann in ganz unterschiedlichen historischen Kontexten gesprochen werden. Für die letzten zwei Jahrzehnte ist jedoch zumindest für manche Teile der Welt zu konstatieren, dass städtische oder stadtpolitische Auseinandersetzungen in besonderem Maße *als* ethische Fragen (im Sinne einer Zentrierung des guten und richtigen städtischen Lebens bzw. dessen diskursiver Verhandlung, s. u.) thematisiert und verhandelt werden. Diese Konjunktur zeigt sich besonders prominent im Bereich der ökologischen Nachhaltigkeit, beim Umgang etwa mit Abfall, Energieverbrauch, Nahrung und Verkehr: Im Zusammenhang des Klimawandels gewinnen

1 Die Ausführungen in diesem Beitrag entstammen einer kollaborativen Antragsproduktion, an der neben den Autoren Eveline Dürr, Christoph Neumann, Evelyn Schulz, Gordon Winder und Sophie Wolfrum beteiligt waren.

2 Die Forschergruppe „Urbane Ethiken" wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft über sechs Jahre von 2015–2021 finanziert. Zur Forschergruppe siehe: http://www.urbane-ethiken.uni-muenchen.de/index.html (letzter Zugriff: 21.11.2017).

ethische Appelle, die auf eine (freiwillige oder durch Anreize gelenkte) veränderte Lebensführung der StadtbewohnerInnen abzielen, immens an Bedeutung. In der Architektur war ebenfalls eine verstärkte Thematisierung ethischer Fragen zu konstatieren, für die die Biennale in Venedig im Jahr 2000, die unter der Überschrift *Less Aesthetics, More Ethics* stand, als beispielhaft anzusehen ist. Beispiele aus verschiedensten Bereichen, nicht zuletzt städtischen Protest- und Alternativbewegungen und ‚zivilgesellschaftlichen' Initiativen sowie ihren Schnittmengen mit städtischem Regieren, ließen sich anführen, um die Konjunktur von als ethisch codierten Praktiken, Vokabularen und Prozessen zu illustrieren. Aus welchen Prozessen sich dieses übergreifende Muster einer „Ethisierung" von Transformationsprozessen und Konflikten in Städten und um Städte im Einzelnen zusammensetzt, inwiefern dabei auf das Urbane und Urbanität Bezug genommen wird, inwiefern „Ethisierungen" mit einer Verdrängung oder Neuartikulation des *Politischen* einhergehen, und wie sich solche Prozesse zur vielfach konstatierten Neoliberalisierung städtischer politischer Ökonomien und den Gegenbewegungen dazu verhalten, und wer dabei zu den Gewinnern und zu den Verlierern dieser Prozesse zählt, all dies gehört zu den Leitfragen der Forschergruppe.

Der Umstand, dass städtische Auseinandersetzungen von verschiedenen Seiten offenbar zunehmend als ethische Debatten gerahmt werden, wirft zeitdiagnostische, aber auch weitergehende stadttheoretische Fragen nach dem Zusammenhang von Urbanität und Ethik auf. Ihnen geht unsere Forschergruppe nach – mithilfe analytischer Instrumentarien der interdisziplinären Stadtforschung. Dabei liegt auf der Hand, dass die historische Abgrenzung dieser Konjunktur eigene konzeptionelle Probleme und empirische Fragen aufwirft, vor allem hinsichtlich globaler Divergenzen, Transferprozesse und Ungleichzeitigkeiten. Wir nehmen die Konjunktur deshalb auf und analysieren sie, betten sie aber zugleich in eine gemeinsame, übergreifende Analyse des Verhältnisses von Stadt, Urbanität und Ethik ein.

Ethik verstehen wir dabei zunächst als Debatte über und praktische Auseinandersetzung um das gute und richtige Leben der Menschen, die (im Verständnis der AkteurInnen) ein Moment freier, reflektierter Entscheidung beinhaltet. Sie bezieht sich auf Fragen der *Moral*, hier verstanden als Wert- und Normensysteme des richtigen Handelns, und ist untrennbar mit der *politischen* Auseinandersetzung im Sinne des Streits um die Verteilung von Ressourcen und deren Legitimierung verbunden. Unsere induktive sozial- und kulturwissenschaftliche Herangehensweise

erfordert, dem Verständnis einer „anthropology of ethics“[3] bzw. einer „moral anthropology“[4] folgend, einen pragmatischen, strategisch-methodologischen Relativismus: Wir betrachten Ethik(en) im Zusammenhang kultureller Kontexte und Handlungsstrategien, nicht unter dem Gesichtspunkt ihrer Geltung. Die Forschergruppe verfolgt das Ziel, ethische Konflikte und Debatten im Städtischen sichtbar zu machen; es geht nicht darum, einen eigenen Entwurf für eine urbane Ethik wissenschaftlich zu entwickeln oder ethische Begründungsmuster auf ihre logische Konsistenz hin zu prüfen. Eine kultur- und sozialwissenschaftliche Ethikforschung hat zunächst einmal zum Gegenstand „what men and women do which they consider to be moral or good or right or righteous“[5] und verfolgt dann das Ziel, diese Verständnisse des jeweiligen Tuns in ihrem sozialen Zusammenhang zu begreifen.[6] Wir nehmen dabei vor allem zwei Verständnisse von Ethik auf, (a) den Aspekt des Reflektierens und Argumentierens und (b) den Fokus auf gutes, gelingendes und richtiges Leben, zu dem ein bestimmtes Verhältnis zu anderen Menschen, der Umwelt und zum eigenen Selbst gehört. In der Philosophie und Theologie wird die Differenzierung zwischen Ethik und Moral (und von Ethik, Moral und

3 James D. Faubion: An Anthropology of Ethics. Cambridge 2011.

4 Didier Fassin: Introduction: Toward a critical Moral Anthropology. In: Ders. (Hg.): Companion to Moral Anthropology. Malden, Oxford 2012, S. 1–18.

5 Ebd., S. 6.

6 Zur Diskussion um kultur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven auf Ethik und Moral mit ihrer Relativierung der normativen Geltungsansprüche und philosophische Entgegnungen vgl. z. B. einschlägige soziologische (insb. die methodologischen und fachhistorischen Argumente in: Jörg R. Bergmann, Thomas Luckmann (Hg.): Kommunikative Konstruktion von Moral. Band 1: Struktur und Dynamik der Formen moralischer Kommunikation. Opladen 1999; Jörg R. Bergmann, Thomas Luckmann (Hg.): Kommunikative Konstruktion von Moral. Band 2: Von der Moral zu den Moralen. Opladen 1999) und sozial- und kulturanthropologische Arbeiten über eine *Anthropology of Ethics* bzw. *Moral Anthropology*: Signe Howell (Hg.): The Ethnography of Moralities. London, New York 1997; Jarrett Zigon: Moral Breakdown and the Ethical Demand: A Theoretical Framework for an Anthropology of Moralities. In: Anthropological Theory 7 (2), 2007, S. 131–150; Jarrett Zigon: Making the New Post-Soviet Person: Narratives of Moral Experience in Contemporary Moscow. Leiden 2010; Faubion (wie Anm. 3); Fassin (wie Anm. 4); Michael Lambek, Veena Das, Didier Fassin, u. a.: Four Lectures on Ethics. Anthropological Perspectives. Chicago 2015 sowie die sozialpsychologisch-philosophische Debatte um „Moral im sozialen Kontext“ u. a. Wolfgang Edelstein, Gertrud Nunner-Winkler (Hg.): Moral im sozialen Kontext. Frankfurt a. M. 2000, S. 13.

Politik) von verschiedenen Strömungen in unterschiedlicher Weise vorgenommen. Eine einheitliche, Schulen übergreifende Terminologie besteht nicht und wird auch hier nicht über die pragmatischen Unterscheidungen hinaus weiterverfolgt.[7] In diesem Sinne bezeichnet der Begriff der urbanen Ethik ein Feld, auf dem diejenigen, die in Städten eine Rolle spielen, versuchen, auf das Soziale und Moralische bezogene, auf Prinzipien bzw. Tugenden gestützte Regeln zu formulieren und durchzusetzen. Ethiken sind in unserem Verständnis spezifisch für bestimmte Situationen und für Gruppen von AkteurInnen. Deshalb sprechen wir von urbanen Ethiken im Plural.

Ethische Projekte und Problematisierungen wie diejenigen, von denen eingangs die Rede war, setzen sich mit städtischer Lebensführung auseinander, mit ihren Normen, ihren praktischen Zwängen und Chancen.[8] Urbanität ist den klassischen Definitionen zufolge mit einem hohen Grad von Dichte und Heterogenität verbunden, mit fortschreitender Arbeitsteilung, mit großmaßstäblich organisierten Verkehrs- und Versorgungssystemen, mit vom Privaten getrennten öffentlichen Räumen bzw. Sphären, mit einem routinierten Umgang mit Differenz, mit Fremden und Fremdem, mit spezifischen lokalen „kulturellen Ökonomien", mit verschieden ‚skalierten' Netzwerken, oftmals mit Privilegien städtischer Machtzentren gegenüber der ländlichen Peripherie bzw. dem „Hinterland" und immer mit der räumlichen Repräsentation sozialer Ordnungen.[9] In den

7 Vgl. Rahel Jaeggi: Kritik von Lebensformen. Berlin 2014; Veena Das: Ordinary Ethics. In: Didier Fassin (Hg.): Companion to Moral Anthropology. Malden, Oxford 2012, S. 133–149; Fassin (wie Anm. 4).

8 Die spezifische Ausprägung dieser Normen wurde von der frühen Stadtforschung als jeweilige „moral order" einer Stadt bzw. eines Stadtviertels beschrieben vgl. Robert E. Park: The City. Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment. In: Ders., Ernest W. Burgess, Roderick D. McKenzie (Hg.): The City. Chicago 1925, S. 1–46; zum Zusammenhang von Urbanität und Normativität auch Mara-Daria Cojocaru: Die Geschichte von der guten Stadt. Politische Philosophie zwischen urbaner Selbstverständigung und Utopie, Bielefeld 2012.

9 Vgl. zur sozialwissenschaftlichen Diskussion um Urbanität zusammenfassend Hartmut Häußermann, Walter Siebel: Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt a. M. 2004, hier insb. S. 67; zur kritischen Auseinandersetzung mit dem normativen Gehalt von Urbanität Brigitta Schmidt-Lauber, Georg Wolfmayr: Doing City. Andere Urbanität und die Aushandlung von Stadt in alltäglichen Praktiken. In: Zeitschrift für Volkskunde 112, 2016, S. 187–208, zu lokalen kulturellen Ökonomien vgl. Sharon Zukin: The Cultures of Cities. Cambridge 1995; Rolf Lindner,

ethischen Projekten städtischer AkteurInnen ist auch hier vom Plural, von verschiedenen Vorstellungen von Urbanität, auszugehen.

Unter *urbanen Ethiken* verstehen wir dann einen in spezifischer Weise normativen Umgang mit Charakteristika des Städtischen, der sich an der „guten Stadt" und der guten und richtigen städtischen Lebensführung orientiert. In der verbal-diskursiven Reflektion und Debatte wird dieser Umgang in besonderem Maße manifest; urbane Ethiken konkretisieren sich in *stadtethischen Diskursen*. Diese bilden eine spezifische *Rahmung* von Auseinandersetzungen und Aushandlungen. Während, vereinfacht gesprochen, eine *politische* Rahmung auf dem Prinzip des Streits und dem der Gegnerschaft beruht,[10] beziehen sich ethische Diskurse (a) auf das „gute" und „richtige" Leben und damit (b) unweigerlich auf Werte oder Tugenden, zudem adressieren sie (c) „ihre" Subjekte als freie, über sich selbst im Wesentlichen rational verfügende AkteurInnen, die (anstatt z. B. in einer unreflektierten kulturellen Tradition oder praktischen Handlungslogik zu verharren) einen Konsens zu finden gewillt sind.[11] Zeitdiagnostisch vermuten wir eine Entgrenzung ethischer Diskurse gegenüber dem Politischen und Juristischen.[12] Ethische Diskurse begreifen wir als einen spezifischen Problematisierungsmodus, der in

Johannes Moser (Hg.): Dresden. Ethnografische Erkundungen einer Residenzstadt. Leipzig 2006; Rolf Lindner, Lutz Musner: Kulturelle Ökonomien, urbane ‚Geschmackslandschaften' und Metropolenkonkurrenz. In: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 1, 2005, S. 26–37; zu urbanen Netzwerken vgl. u.a. Ulf Hannerz: Exploring the City. Inquiries Toward an Urban Anthropology. New York 1980; Talja Blokland, Michael Savage (Hg.): Networked Urbanism. Social Capital in the City. Aldershot, Burlington 2008; zum „Re-Scaling" der Stadtforschung mit Blick auf Migration vgl. Nina Glick Schiller, Ayse Simsek-Caglar (Hg.): Locating Migration. Rescaling Cities and Migrants. Ithaca 2011.

10 Vgl. Chantal Mouffe: Über das Politische. Frankfurt am Main 2007.

11 Vgl. Faubion (wie Anm. 3), S. 36 f.

12 Diagnosen einer „Ethisierung" (nicht im Sinn eines substanziellen „Ethisch-Werdens", sondern im Sinn der wachsenden Bedeutung ethischer Begründungsmuster, Diskurse bzw. Rahmungen) finden sich in den letzten 15–20 Jahren mit Blick auf so unterschiedliche Handlungsfelder wie Konflikte um Technik, den Kunstbetrieb, die Außenpolitik westlicher Staaten und die universitären Wissenschaften, vgl. u. a. Marjorie Garber, Barbara Hanssen, Rebecca Walkowitz (Hg.): The Turn to Ethics. London, New York 2000; Nikolas Rose: Community, Citizenship, and the Third Way. In: American Behavioral Scientist 43 (1), 2000, S. 1395–1411; Jacques Rancière: The Ethical Turn of Aesthetics and Politics. In: Critical Horizons 7 (1), 2006, S. 1–20; Alexander Bogner: Die Ethisierung von Technikkonflikten. Weilerswist 2011.

seinem jeweiligen historischen, sozialen und kulturellen Bedingungsgefüge kontextualisiert werden muss.

Die spezifischen Konstellationen von Urbanität und Ethik, um die es in den Einzelprojekten geht, sind eingebettet in unterschiedlichste historische Konstellationen und in konfliktreiche Transformationsprozesse. Sie sind mit unterschiedlichen Vorstellungen und Projekten von Modernität und Fortschrittlichkeit zu kontextualisieren, die im Zuge von Globalisierungsprozessen und dem Zirkulieren von Praktiken und Imaginationen auch miteinander verflochten sind. Die große Variationsbreite der im Projektverbund untersuchten Städte bietet dabei die Chance, einen entprovinzialisierten und entprovinzialisierenden Blick auf Urbanität und Ethik zu entwickeln.[13]

Stadtethische Projekte lassen sich als Antworten auf eine gemeinsame Frage verstehen: „Wie soll man in der Stadt leben?" Die Analyse dieser Frage erfordert, in Anlehnung an Foucault, eine Unterscheidung ihrer Komponenten: Zu fragen ist jeweils (a) nach den Vorstellungen der guten und richtigen Praxis („Wie"), (b) nach dem Modus von Normativität, nach Normen, Werten, Tugenden („soll"), (c) nach den konkreten AkteurInnen und dem abstrakteren, vorgestellten Modell des Subjekts der ethischen Reflexion (der „ethischen Substanz")[14] („man"), (d) nach den normativen Urbanitätsvorstellungen sowie den Entwürfen einer (städtischen) Lebensform („in der Stadt leben").[15]

13 Inwiefern die Bestimmungen der Strukturmerkmale von Urbanität, die aus der westeuropäischen und US-amerikanischen Stadtforschung hervorgehen, auf Städte in Asien und Ozeanien angewendet werden sollen, bleibt in der Literatur umstritten (vgl. z.B. aus literaturwissenschaftlicher Perspektive Rashmi Varma: The Postcolonial City and Its Subjects. London, Nairobi, Bombay. New York 2012; für die geografisch geprägte Urbanistik insbesondere Jennifer Robinson: Ordinary Cities. Between Modernity and Development. London, New York 2006; ethnologisch Abdou Maliq Simone: The Urban Poor and Their Ambivalent Exceptionalities: Some Notes from Jakarta. In: Current Anthropology 56 (11), 2015, S. 15–23). Für unser Vorhaben ist eine einheitliche *Theorie der Urbanität* nicht erforderlich, da der Fokus auf spezifische Aspekte urbaner Ethiken die Herangehensweisen zusammenführt.

14 Vgl. Michel Foucault: Zur Genealogie der Ethik: Ein Überblick über laufende Arbeiten. (Gespräch mit Hubert L. Dreyfus und Paul Rabinow). In: Hubert L. Dreyfus, Paul Rabinow (Hg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt a. M. 1987, S. 275.

15 „How should one live"; mit dieser Zergliederung/Analyse folgen wir den Anthropologen Stephen J. Collier und Andrew Lakoff (Stephen J. Collier, Andrew

Perspektivierungen

Über die skizzierten Arbeitsdefinitionen hinaus bestimmt sich unser Ansatz über eine heuristische Bündelung von analytischen Perspektiven auf den Zusammenhang von Urbanität und Ethik.

Zunächst sind drei Bereiche zu unterscheiden: In allen Teilprojekten untersuchen wir das konfliktreiche Zusammenspiel von (a) Setzungen von Modellen „guter" und „richtiger" städtischer Lebensführung durch verschiedene Institutionen, (b) von informellen, „gelebten" Ethiken des Städtischen, die in der Sprache der AkteurInnen (emisch) unterschiedlich artikuliert werden, und (c) von Auseinandersetzungen bzw. Aushandlungsprozessen. Ausgetragen werden diese in ethischen Diskursen bzw. um ethische Diskurse, aber auch in alltäglichen Praktiken, deren ethischen Gehalt (den Bezug auf das gute und richtige Leben in der Stadt und als StädterIn) es erst analytisch zu rekonstruieren gilt. Mittels der folgenden theoretischen Perspektivierungen urbaner Ethiken sollen die heterogenen Elemente dieses Zusammenspiels verständlich werden. Sie verdeutlichen zudem, welche transdisziplinären Debatten die Forschergruppe fortführt und für den Bereich der Stadtforschung insgesamt zu stärken beabsichtigt.

Urbane Ethiken und soziale Kreativität

Auf der Seite der Praxis, der gelebten urbanen Ethiken, betrachten wir *Prozesse sozialer Kreativität*, in denen AkteurInnen (vielfach: neue) Modelle des städtischen Zusammenlebens und Kooperierens, Modelle städtischer Lebensführung und einer entsprechenden Subjektivität entwickeln, mit denen Vorstellungen des Guten und Richtigen zusammenhängen. Nicht nur StadtforscherInnen wie Henri Lefebvre, Lyn H. Lofland, Ulf Hannerz oder Richard Sennett, auch viele städtische AkteurInnen

Lakoff: On Regimes of Living. In: Aihwa Ong, Stephen J. Collier (Hg.): Global Assemblages. Technology, Politics, and Ethics as Anthropological Problems. Malden 2005, S. 22–39, hier S. 22), die Foucaults Analytik antiker Ethiken (Foucault (wie Anm. 14)) aufgreifen: „Ethical problems, in this sense, involve a certain idea of practice ('how'), a notion of the subject of ethical reflection ('one'), and a question of norms or values ('should') related to a certain form of life in a given domain of living" (ebd.); vgl. dazu auch Faubion (wie Anm. 3), S. 36–51; Zigon 2007 (wie Anm. 6), S. 147.

entwarfen und entwerfen *Ideale des Städtischen als Ethiken im Sinne einer Lebenskunst*, die verschiedene Potenziale städtischen Lebens realisiert.[16] Solche Kreativität zeigt sich auch und gerade in Gegenkulturen und Alternativmilieus oder in einem eher situativen Sinne in Protestaktionen und Interventionen, die ethische Maßstäbe explizit zum Kriterium eines Aktivismus nehmen, der auf die unmittelbare Verwirklichung des guten und richtigen städtischen Lebens zielt, ebenso wie in Improvisationen zur alltäglichen Lebensbewältigung und in sich auf das „Private" beziehenden Graswurzelbewegungen. Bei all diesen kommt es immer wieder auch zu offenen und impliziten Herausforderungen sich bis eben noch als selbstverständlich verstehender Regelungen.

Urbane Ethiken und moralische Ökonomien

Mit der konstituierenden sozialen Kreativität verbunden, analytisch jedoch von ihr zu unterscheiden, sind *moralische Ökonomien* städtischer

16 Henri Lefebvre: Die Revolution der Städte. München 1972; Henri Lefebvre: La production de l'espace. Paris 1974; Lyn H. Lofland: A World of Strangers. Order and Action in Urban Public Space. New York 1973; Hannerz (wie Anm. 9); Richard Sennett: Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds. Frankfurt a. M. 1991. Zu sozialer Kreativität als Herstellung neuer Formen sozialer Beziehungen allgemein vgl. auch David Graeber, David: Fetischismus und soziale Kreativität. Oder: Fetische sind Götter im Prozess ihrer Herstellung. In: Birgit Althans, Kathrin Audehm, Beate Binder u. a. (Hg.): Kreativität. Eine Rückrufaktion (= Zeitschrift für Kulturwissenschaft, 1). Bielefeld 2008, S. 49–68. Richard Sennett spricht mit Blick auf stadtgerechte Lebensformen z. B. von einer „Kunst der Selbstpreisgabe", einem „Sich-Einlassen auf den Unterschied, eine Bereitschaft, das Unfeste, das Nicht-Dauerhafte, den Zufall zu akzeptieren" Sennett (wie Anm. 16), S. 257. Der Andro-, Euro-, Heterozentrismus etc. dieser Entwürfe von Urbanität und Urbanismus wurde vielfach und auch überzeugend kritisiert (vgl. zur Diskussion Julie Abraham: Metropolitan Lovers. The Homosexuality of Cities. Minneapolis 2009). Anstatt diese Entwürfe mit ihrer optimistischen Sicht auf städtisches Leben aber einfach abzuschreiben (und damit – wie es die Stadtforschung noch viel zu häufig tut – hinter die Komplexität dieses Verständnisses des Städtischen zurückfallen), fragen wir nach der Diversität ethischer Urbanismen. Einige neuere Ethnografien (vgl. Anja Schwanhäußer: Kosmonauten des Underground. Ethnografie einer Berliner Szene. Frankfurt a. M., New York 2010) haben in diesem Sinne bereits gegenwärtige Versionen von Urbanismus als Lebenskunst sichtbar gemacht, zum Teil durch eine besondere Betonung des „Kosmopolitischen" vgl. Elijah Anderson: The Cosmopolitan Canopy. Race and Civility in Everyday Life. New York 2011.

Akteursgruppen. Sie bilden ein oft nicht unmittelbar sichtbares normatives Gerüst städtischer Interaktionen und Verhältnisse. Moralische Ökonomien bezeichnen, über die ursprüngliche Begriffsprägung von Edward P. Thompson hinaus, konservative Vorstellungen städtischer AkteurInnen, die bei der Bedrohung eines vorgestellten sozialen Gleichgewichts ihre Interessen durch den Rekurs auf althergebrachte moralische Grenzen zu wahren versuchen – und dabei auf Unterstützung „von oben" hoffen können.[17] Dazu gehören „eingeschliffene", aber nicht rechtlich fixierte Nutzungsrechte, zum Beispiel von Brachflächen. Auf ähnliche Weise versuchen aktivistische Gruppen in vielen unterschiedlichen Städten, lokale Institutionen (insbesondere die Stadtverwaltung) für das weithin empfundene Recht auf bezahlbaren Wohnraum zu gewinnen, indem sie eine geteilte moralische Ökonomie der politischen Ökonomie des vermeintlich „ortlosen" Immobilienkapitals entgegensetzen. Der *Klientelismus*, der bei der Verteilung von Wohnraum in vielen Kontexten ebenfalls zutage tritt, lässt sich in diesem Sinne auch als Bestandteil moralischer Ökonomien verstehen, wobei festzuhalten bleibt, dass auch die marktwirtschaftliche „politische Ökonomie" ethisch keinesfalls neutral ist, sondern eine Vielzahl eigener normativer Annahmen und Programmatiken und eigene ethische Projekte enthält. Gerade der Anspruch moderner Rechtsordnungen, universal gültige Ethik zumindest tendenziell optimal zu enthalten, und seine implizite Folge, nämlich, dass sich weitere ethische Debatten erübrigen,[18] gibt urbanen Ethiken in diesem Zusammenhang aber ihre besondere Brisanz: Die in ihnen notwendig enthaltenen Aushandlungsprozesse verschieben sich oftmals in einen rechtsfreien Raum oder haben doch das Potenzial, in *Konkurrenz zum Recht* zu treten, wenn sich zum Beispiel durchsetzt, um ein unspektakuläres Beispiel zu nennen, dass

17 Edward P. Thompson: The Moral Economy of the English Crowd in the Eighteenth Century. In: Past and Present 50 (1), 1971, S. 71–136. Thompson bezeichnete mit diesem Begriff die normative Grundlage von vor allem bäuerlichen Protesten gegen eine liberale *political economy* im Großbritannien des 18. Jahrhunderts. Zur Begründung von Erweiterungen der Thompson'schen Begriffsverwendung auf andere (nicht primär ökonomische) Felder, wie sie schon seit den 1980er Jahren in verschiedenen Disziplinen (insb. Geschichte und Ethnologie) vorgenommen werden, vgl. Didier Fassin: Les économies morales revisitées. In: Annales. Histoires, Sciences sociales 64 (6), 2009, S. 1237–1268; Marc Edelman: E. P. Thompson and Moral Economies. In: Didier Fassin (Hg.): Companion to Moral Anthropology. Malden, Oxford 2012, S. 49–66.

18 Vgl. Bergmann, Luckmann Band 1 (wie Anm. 6), S. 32 ff.

Wohnungslose in besonders kalten Nächten von den Verkehrsbetrieben nicht aus Metrostationen entfernt werden. Darin liegt auch ein kritisches Potenzial urbaner Ethiken, etwa im Streit um die Nutzung von Ressourcen wie Wasser oder, in der Stadtentwicklung, durch massenhaftes nicht genehmigtes Bauen. In vielen Fällen sind die urbanen Ethiken partikularistisch auf den jeweiligen städtischen Zusammenhang einer Stadtgesellschaft und eines Stadtraumes bezogen, sie sind prozessual und enthalten das Element der Verhandlung zwischen den Beteiligten, und sie zielen auf Konfliktbewältigung auf relativ niedrigem Gewaltniveau. Damit stehen sie oft implizit im Gegensatz zu zentralstaatlich oder bürokratisch festgelegten, festen Regelungen und der einseitigen Durchsetzung juristisch oder politisch gefasster Ansprüche.

Urbane Ethiken und Techniken des Regierens

Zugleich fungieren stadtethische Leitbilder und die diskursive Rahmung von Modi der Konfliktaustragung in ethischen Begriffen der guten und richtigen städtischen Lebensführung aber auch als *Techniken des Regierens* und können somit spezifische Modernisierungsprojekte vorantreiben und in einem allgemeineren Sinne soziale Konflikte zugunsten dominanter Gruppierungen entschärfen und Entwicklungen in ihre Richtung kanalisieren helfen. Stadtverwaltungen und mit ihnen assoziierte AkteurInnen beschreiben das eigene Vorgehen oftmals in ethischem Vokabular und versuchen auf diesem Weg, die urbane Lebensführung zu lenken. Städtisches Regieren funktioniert in diesem Sinne weniger als eine unmittelbare Ausübung von Herrschaft, vielmehr schafft es auch „ethische" Diskurse und Räume für selbstverantwortliche AkteurInnen. Dabei werden – zum Beispiel in Partizipationsprozessen für Stadtentwicklung oder bei umweltethischen Fragen – spezifische Vorstellungen städtischen Verhaltens als „ethisch" privilegiert, die für manche Gruppen zugänglicher und habituell naheliegender sind als für andere. Neuere Forschungen sprechen hier von ethischen Formationen, von „ethopolitics" und einer „moralisation of conduct" und ordnen diese Prozesse insbesondere in den Zusammenhang des Neoliberalismus ein, berücksichtigen dabei bislang aber nur selten und nur in Ansätzen die Stadt und *urbane* Ethiken.[19] Dabei zeigt

19 Vgl. Rose (wie Anm. 12), S. 1398; Collier, Lakoff (wie Anm. 15); für die Stadtforschung Evelyn Ruppert: The Moral Economies of Cities. Shaping Good Citizens.

sich in den Einzelstudien jedoch auch, dass eine strikte Unterscheidung von „sozialer Kreativität von unten" einerseits und dem „Regieren von oben" andererseits in vielen Fällen ein falsches Bild zeichnen würde, da das Regieren im Verständnis einer „Gouvernementalität", einer „Führung von Führungen"[20], selbst soziale Beziehungen und städtische Verkehrsformen stiftet. Ethische Projekte sind in vielen Fällen nur über Koalitionen staatlich-institutioneller und (spezifischer) zivilgesellschaftlicher Gruppen zu verstehen.[21] Zudem beinhaltet die soziale Kreativität „von unten" wiederum eigene Formen der Selbst-Führung/Subjektivierung und neue Ausschlüsse.

Urbane Ethiken und ihre Subjekte

Wenn vom Regieren durch Ethisierung gesprochen wird, dann rücken, mit Michel Foucault gesprochen, auch die *Techniken, wie aus Menschen „ethische" Subjekte werden*, in den Blick.[22] Ethische Problematisierungen und Projekte erfordern und konstituieren ethische Subjekte. Im Kontext urbaner Ethiken werden *kulturelle Leitbilder „richtigen" Verhaltens, ja richtigen Seins* entwickelt: der vorbildliche Stadtbewohner und *green citizen*, der urbane Kosmopolit und Konsument, die sozialistische Persönlichkeit, der opferwillige Untertan, die verlässliche Nachbarin, der Kreativbürger und Unternehmer, die Netzwerkerin, der engagierte Anwohner und so weiter. Urbane Ethiken erweisen sich als Felder diskursiver Praxis, auf denen sich StädterInnen als Subjekte ihrer eigenen Lebensführung konstituieren (sollen). Dabei schaffen sie zugleich, was kulturwissenschaftlich ebenfalls von besonderem Interesse ist, *Gegenbilder* des schlechten, falschen Lebens in der Stadt, die sich auch als Bilder stadtethischen Versagens verstehen lassen, wenn Teile der Stadtbevölkerung zum Beispiel ländlich geprägte Lebensweisen fortführen oder an (oftmals minoritären) religiös und kulturell geprägten Mustern der Lebensführung festzuhalten

Toronto 2006; Evelyn Ruppert: Shaping Good Cities and Citizens. In: Gary Bridge, Sophie Watson (Hg.): The New Blackwell Companion to the City. Malden, MA 2011, S. 667–678.

20 Foucault (wie Anm. 14), S. 255.

21 Vgl. Colin Crouch: Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus. Berlin 2011, S. 203–224.

22 Vgl. Foucault (wie Anm. 14), S. 277; vgl. dazu auch Judith Butler: Kritik der ethischen Gewalt. Adorno-Vorlesungen 2002. Frankfurt a. M. 2007, S. 18 und S. 25.

scheinen und von „ethischen" Reformern dann als partikularistisch und (im Gegensatz zum/zur idealen StadtbürgerIn) „unfrei" und in einem schlechten Sinne traditionsverhaftet wahrgenommen werden.

Teilprojekte, Methodologie und Zusammenhang

Die Teilprojekte[23] nutzen diese theoriegeleiteten Perspektivierungen und setzen dabei jeweils unterschiedliche Schwerpunkte. Den Ausgangspunkt der beantragten Einzelstudien bilden grundlegende Themen städtischer Entwicklung: Ressourcenverbrauch und Verkehr, bauliches Erbe, Wohnen, politische Stimme/Subjektivität, Umweltverschmutzung, ökonomische Modernisierung, die Ästhetik der Stadträume. Dabei werden Konfliktlösungs- und Moderierungsversuche im Detail rekonstruiert und hinsichtlich ihres gesellschaftspolitisch innovativen und kritischen Potenzials analysiert. Zugleich hinterfragen und kontextualisieren die Einzelstudien die Geltungsansprüche, die in stadtethischen Debatten zutage treten, auf der Grundlage empirischer Forschung. Dieses Vorhaben halten wir angesichts der konstatierten Konjunktur ethischer Diskurse für besonders wichtig.

Die Einzelstudien wurden so entworfen, dass sie verschiedene *Bereiche von Urbanität* zum Ausgangspunkt nehmen und in der jeweiligen Stadt besonders radikal auftretende Probleme behandeln, die aber unter den Bedingungen einer sich globalisierenden Welt auch andere Städte vor Schwierigkeiten stellen: Umweltethik in Auckland, kulturelles Erbe in Istanbul, Bewegungen für eine Slow-City-Lebensweise in Tokyo, die Frage von Gewalt und des Subjektstatus der BürgerInnen in Moskau, Konflikte um bezahlbaren Wohnraum in München, architektonische Modernisierung als ökonomische und kulturelle Modernisierung in Singapur, der Streit um die „richtige" Gestalt der Stadt und die ihr entsprechende Lebensweise in Berlin und in Bukarest.

Um die Fallstudien, aber auch die fachspezifischen Zugänge dieses interdisziplinären Forschungsverbundes zusammenzuführen, orientieren wir uns an der Vorgehensweise des Sozialwissenschaftlers Michael Burawoy, die er im Kontext seiner eigenen Forschungen auf vier Kontinenten entwickelt und in Anlehnung an die Manchester School of

23 Zu den Teilprojekten vgl. http://www.urbane-ethiken.uni-muenchen.de/forschergruppe/index.htm (letzter Zugriff: 12.12.2017).

Social Anthropology als *extended case method* (*erweiterte Einzelfallanalyse*) bezeichnet hat.[24] Mikrostudien, wie sie in den Kulturwissenschaften üblich sind, können demnach übergreifende Erkenntnisgewinne erreichen, indem sie forschungsstrategisch erweitert werden: Ausgehend von einem auf Methodenvielfalt basierenden breiten Quellenkorpus der Einzelstudien bestehen diese Erweiterungsmöglichkeiten nach Burawoy in der Ausweitung von Beobachtungskategorien über Raum und Zeit, was einen verbindenden Transfer von Fragestellungen ermöglicht, sie bestehen in der Erweiterung der Perspektiven von Mikro- auf Makroprozesse, im Sinne eines ständigen Abgleichs, und damit dann auch in Erweiterungen der Theorie. In einem solchen Verständnis ist es möglich, die Ergebnisse der einzelnen Forschungsprojekte in einem fortlaufenden Diskussionsprozess auf einer Metaebene wieder zusammenzudenken. Insofern geht es uns mit den einzelnen Forschungsvorhaben auch nicht um einen komparatistischen Ansatz, der die einzelnen Fälle vergleichen will, sondern um einen integrativen Ansatz, der die Debatten über urbane Ethiken auf der Folie unterschiedlicher empirischer Voraussetzungen vorantreiben will.[25]

24 Vgl. Michael Burawoy: The Extended Case Method. Four Countries, Four Decades, Four Great Transformations, and One Theoretical Tradition. Berkeley 2009.

25 Der Kulturanthropologe James Faubion hat für die eigene Disziplin konstatiert, was durchaus auch für unseren Forschungsverbund gelten kann: „Anthropology is and has always been about making connections" James D. Faubion: The Ethics of Fieldwork as an Ethics of Connectivity or the Good Anthropologist (Isn't What She Used to Be). In: Ders., George E. Marcus (Hg.): Fieldwork Is Not What It Used to Be. Learning Anthropology's Method in a Time of Transition. Ithaca 2009, S. 145.

Chronik der Volkskunde

Bericht zur 9. Jahresmitgliederversammlung des netzwerk mode textil e.V. mit Rahmenprogramm, von 25. bis 28. Mai 2017 in Berlin

Heuer bereits zum neunten Mal trafen sich die Mitglieder – und einige Gäste – des stetig wachsenden netzwerk mode textil zur Jahreshauptversammlung, die – wie inzwischen schon gewohnt – in ein dichtes Begleitprogramm eingebettet war. Und wie die Jahre zuvor bot dieser Rahmen ideale Möglichkeiten zum Netzwerken im besten Sinne: zu einem wechselseitigen Erfahrungs- und Informationsaustausch auf Augenhöhe. Die Mitglieder kommen aus unterschiedlichen Theorie- und Praxisbereichen, aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen (Kostümgeschichte, Fashiontheorie, Ethnologie etc.), aus Museen und Universitäten, aus dem angewandten Mode- und Textildesign, der Kostümfertigung, der Textilrestaurierung, aus Forschung, Lehre und Handwerk[1]. Das zwanglose Kommunizieren fördern die gemeinsamen Mittag- und Abendessen, die mit den übrigen Programmpunkten als Angebote von den jährlich wechselnden Veranstaltungsteams organisiert werden. Diese Teams arbeiten – so wie der Vereinsvorstand – mit großem Engagement und vollkommen ehrenamtlich, also ohne Bezahlung, höchstens unter Einbindung in eine Institution, die dann auch als Örtlichkeit dienen kann. 2017 war der Veranstaltungsort das Museum Europäischer Kulturen MEK im Berliner Stadtteil Dahlem, das auch seine Infrastruktur zur Verfügung stellte. Die Organisation oblag zu einem großen Teil der freiberuflichen Textilwissenschaftlerin und Kuratorin Katrin Lindemann, der es gelungen war, ein Begleitprogamm auf die Beine zu stellen, das die vielen Facetten des netzwerk mode textil widerspiegelte und die diversen Interessenslagen abdeckte.

Das Treffen startete am Donnerstag, dem 25. Mai, mit einer Exkursion. Zur Wahl stand der Atelierbesuch bei dem für seine Kreationen aus Recyclingmaterialien bekannten Berliner Modekünstler Stephan Hann, der erhellende Einblicke in seine Arbeitsweisen und seine Materialsammlung gewährte, und ein Spaziergang mit Heike Stange, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Kulturamtes Berlin Steglitz-Zehlendorf,

1 Die stets aktuelle und gut gepflegte Website des netzwerk bietet Vielfältiges zum Thema „kulturwissenschaftliche Textil-, Kleider- und Modeforschung“ und enthält einen eigenen nur Mitgliedern zugänglichen Bereich mit vertiefenden und weiterführenden Infos: https://www.netzwerk-mode-textil.de

der durch das ehemals florierende Modezentrum rund um den Hausvogteiplatz führte. Als erstes textilverarbeitendes Unternehmen hatte sich hier 1836 „Gebrüder Manheimer" angesiedelt, viele weitere folgten, unter anderem der Erfinder der Konfektionsware Hermann Gerson. Etliche Gebäude, die als Kaufhäuser und Produktionsstätten errichtet worden waren, sind noch zu sehen, dienen jetzt jedoch einem anderen Zweck. Denn die meisten der Unternehmer waren Juden, die ihre Betriebe unter dem NS-Regime schließen oder weit unter Wert verkaufen mussten und die bald darauf fliehen mussten oder ermordet wurden. Manche Betriebe existierten „arisiert" bis in die DDR-Zeit weiter, konnten jedoch nie wieder ihre frühere Reputation und die Umsätze erreichen. Seit dem Jahr 2000 erinnert ein Denkmalkomplex, in den die U-Bahn-Station Hausvogteiplatz einbezogen ist, an das Schicksal der jüdischen Unternehmer und Unternhemerinnen und ihrer Angestellten in der Berliner Modebranche. 1994 drehte die Regisseurin Dora Heinze einen Dokumentarfilm über das Hausvogteiviertel, in dem unter anderem Überlebende und Nachfahr*innen zu Wort kommen. Am Abend des zweiten netzwerk-Tages wurde dieser Film in einer öffentlichen Vorführung gezeigt und in einer anschließenden Podiumsdiskussion mit der Regisseurin besprochen. Wer beim Stadtspaziergang dabei gewesen war, erhielt nicht nur eine Vertiefung und Ergänzung des am Vortag Gesehenen und Gehörten, sondern konnte anhand des Films die Veränderungen des Viertels von der Mitte der 1990er-Jahre bis in die Gegenwart weiterführend nachvollziehen und so mit Nachdruck erkennen, wie politische Umstände Auswirkungen auch auf Stadtlandschaften haben.

Der Morgen des zweiten Versammlungstags begann mit einer weiteren Exkursion. Die Teilnehmenden mussten sich zwischen drei möglichen Programmpunkten entscheiden: einem Besuch im Depot der Stiftung Deutsche Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen, um die Objekte der Marlene Dietrich Collection zu besichtigen, weiters einem Treffen mit Mitarbeiter*innen von Sourcebook, einer Plattform für Menschen, die in der Modebranche tätig sind und dort Unterstützung bei der Realisierung von Projekten und Kontakte finden. Drittens war die Besichtigung der Plisseemanufaktur Gießmann möglich, deren Hauptabnehmer Theaterproduktionen in ganz Deutschland sind. Die Inhaberin Sigrid Gießmann gewährte Einblicke in ihre Arbeit, indem sie die beiden Herstellungsarten Maschinenplissee und Formplissee anschaulich erläuterte: Sie zeigte den Plisseedampfschrank, die Plisseemaschine, die große Sammlung an handgefertigten Kartonschablonen, mit denen Stoffe in

vielfältigste fantastische Formen geknickt werden können, und sprach über Anwendungen des Plissee im Modedesign (Miyake Issey) und in der modernen Produktgestaltung (Filteranlagen, Airbags).

Der Nachmittag wurde im Vortragssaal des MEK in Dahlem verbracht. Nach der Begrüßung durch Leiterin Elisabeth Tietmeyer, eröffnete die Vorsitzende des netzwerk mode textil, Gundula Wolter, offiziell das netzwerk-Treffen. Michaela Breil vom Staatlichen Textil- und Industriemuseum TIM in Augsburg stellte den ersten Band des Vereinsjahrbuches „nmt 2017“[2] vor. Anschließend zeigte die Modemacherin Saena Chun ihren künstlerischen Kurzfilm „Kleider in Bewegung“, in dem einige Modelle vorkamen, die am Eingang zum Vortragssaal präsentiert waren.

Der Hauptprogrammpunkt des Nachmittags waren schließlich die Kurzvorträge des „Offenen Forums“, das netzwerk-Mitgliedern bei jeder Mitgliederversammlung die Möglichkeit bietet, ihre aktuellen Projekte vorzustellen[3].

Den Auftakt bildeten die Ausführungen von Dorothee Haffner über die beeindruckende Sammlung von Stoffproben, Musterbüchern, Firmenarchivalien, Musterzeichnungen usw., die Wieland Poser aus Halle/Saale in den 1970er Jahren zu Dokumentationszwecken zusammengetragen hatte und die nun als Dauerleihgabe des Deutschen Technikmuseums an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin digitalisiert wird. Uta-Christiane Bergemann stellte ihr Forschungsprojekt zu einer Trachtenkollektion vor, die das Deutsche Textilmuseum Krefeld 1943 dem mutmaßlichen Bekannten von Hermann Göring und Maler Paul Prött abgekauft hatte. Der dritte Vortrag befasste sich mit „Visualisierungsstrategien von Coolness in der Literatur der Weimarer Republik“, wobei Catharina Rüß weit über die Literatur hinausging. Sie bezog Ikonen der Film- und Musikszene ebenso ein wie allgemeine zeitgebundene Vorstellungen von Effektkontrolle und Unabhängigkeit beginnend bei Edgar Allen Poe im 19. Jahrhundert, um eine der zentralen Kategorien des 20. und 21. Jahrhunderts (so ihre These) zu erfassen. Ihr Ökolabel „soome“ (gesprochen: so-mi) präsentierte anschließend Helga Behrmann. Sie verkauft Slow Fashion aus zertifizierten Stoffen mit transparenter Lieferkette, die in Mannheim und Berlin bei fairen Löhnen gefertigt

2 nmt 2017. netzwek mode textil Jahrbuch, Augsburg 2017.

3 Ausführlichere Abstracts zu manchen Vorträgen unter: https://www.netzwerk-mode-textil.de/images/stories/JMV_2017/Berichte/Katharina_Tietze_-_Bericht_-_JMV_2017.pdf

wird. Die autodidakte Forscherin Bettina Levin, die bereits 2014 mit ihren Recherchen zur Perlbeutelherstellung im Erzgebirge beeindruckt hatte, stellte diesmal das Gorlnähen im Erzgebirge vor. Es ist dies die Herstellung von mit Seidenfäden übersponnenen Schnüren in Heimarbeit mit Verlagssystem an eigenen Maschinen zur Verzierung von Krägen, Borten und sonstigen Kleidungsteilen, deren Höhepunkt zwischen 1860 und 1895 lag. Mit den „Textilzirkeln" der DDR beschäftigte sich der Vortrag von Sarah Wassermann, Mitarbeiterin am entsprechenden Forschungsprojekt, das die rund 180 textilen Objekte des MEK, die in derartigen Zirkeln der staatlich organisierten Freizeitbeschäftigung gefertigt worden waren, zum Ausgang genommen hatte; einige dieser Zirkel existieren heute noch und wurden in das Projekt eingebunden. Im Anschluss sprach Katalin Nagy über die erste vollständige und nach neuestem Stand vorgenommene wissenschaftliche Erfassung der europaweit größten Sammlung präkolumbianischer Textilien, die im Ethnologischen Museum Berlin aufbewahrt wird. Sie steht als digitaler Band kostenlos zur Verfügung.[4] Die Ergebnisse von drei Projekten, die aus einer Kooperation der Design Hochschule Berlin und des Instituto Superior de Diseño in Havanna hervorgegangen waren, zeigte Josephine Barbe in kurzen Filmdokus. Anschließend referierte ich selbst über die Tresterer Kostüme des Volkskundemuseums und ihre Bedeutung für die Neukonstruktion und Erforschung dieses Salzburger Faschingsbrauchs. Im vorletzten Referat stellten Elke Gaugele und Barbara Schrödl das Austrian Center for Fashion Research vor, das interuniversitäre kunst- und kulturwissenschaftliche Basismodeforschung betreibt. Abschließend machte Friederike von Wedel-Parlow Werbung für den Fair Fashion Guide[5] des Beneficial Design Institute, der Interviews, Einkaufstipps, Literaturempfehlungen und Informationen rund um sozial und ökologisch vertretbare Mode bietet.

Wie schon in den vorangegangenen Jahren blieb auch heuer wieder leider viel zu wenig Zeit für die Auseinandersetzung mit den einzelnen Beiträgen. Als einem der wichtigsten Programmpunkte des netzwerk-Treffens sollte dem Offenen Forum deutlich mehr Raum gegeben werden. Auch eine thematische Reihung der einzelnen Beiträge wäre hilfreich, um eine so große Menge an verschiedenen Themen mit höchst anregenden und faktenreichen Inhalten besser aufnehmen zu können.

4 http://digitalcommons.unl.edu/zeabook/52/
5 http://fairfashionguide.de

Der Vormittag des dritten netzwerk-Tages war der klassischen Vereinssitzung mit Budgetplanung, Vorstandsneuwahl etc. gewidmet. Der Nachmittag brachte eine Führung von Kuratorin Dagmar Neuland-Kitzerow durch das MEK, dessen Dauerausstellung sich mit Zugehörigkeiten und Identitäten in Europa beschäftigt und dabei Einblicke in seine große, spannende Sammlung gibt. Die beiden Sonderausstellungen befassten sich ganz aktuell mit Krieg und Vertreibung: Im immens beeindruckenden Projekt „daHEIM: Einsichten in flüchtige Leben" gestalteten Geflüchtete aus verschiedenen Ländern die Museumräume in einer sehr persönlichen Weise künstlerisch und ließen so ihre Flucht und ihr derzeitiges Leben in Berlin öffentlich sichtbar werden. Die berührende Ausstellung „1000 Tücher gegen das Vergessen" zeigte Stofftaschentücher, die unter der Leitung der Künstlerin Anna S. Brägger von Frauen aus dem ehemaligen Jugoslawien in Erinnerung an getötete Familienmitglieder und Freunde bestickt worden waren.

Zusätzlich gab es Gelegenheit an einer Führung durch das Museum für Asiatische Kunst teilzunehmen, das sich gerade auf seinen Umzug ins neu geschaffene Humboldtforum des Berliner Schlosses vorbereitete.

Ein weiterer Höhepunkt des Tagesprogramms war die Präsentation eines Wandteppichs, der 1667 im Auftrag von Anna Bump in der Region Dithmarschen anlässlich des 150. Jahrestages der Reformation nach flämischen und niederländischen Vorbildern gewirkt wurde. Die netzwerk-Mitglieder konnten exklusiv den famosen Bildteppich in der Restaurierwerkstatt des MEK besichtigen, wo er zur Festigung und Reinigung lagerte, bevor er in einer Sonderausstellung zum 500. Jahrestag der Reformation öffentlich zugänglich gemacht werden sollte[6]. Die Wirkerei offenbart die Alltagswelt der Stifterin und zugleich die damalige theologische Weltsicht.

Am letzten Versammlungstag besichtigten die Teilnehmerinnen das FabLab Berlin, eines von 1200 FabLabs weltweit (auch Maker Space genannt). Es handelt sich dabei um eine offene Hightech-Werkstatt, wo neueste Werkzeuge wie 3D-Drucker, Laserfräsen, Plotter, Lasercutter etc. neben Arbeits- und Notebookplätzen für alle (nach einer Einschulung) zur Verfügung stehen. Das zugehörige „Textillabor" war vor diesem Hintergrund unerwartet enttäuschend: Zwei Strickmaschinen aus den 1970er Jahren stehen bereit – eine mit Lochkartensystem zu bedienen,

6 Sonderausstellung „Anna webt Reformation. Ein Bildteppich und seine Geschichten", 14.7.2017 – 28.1.2018, Museum Europäischer Kulturen, Berlin.

die andere immerhin an ein Notebook angeschlossen –, und ein einfacher Handwebstuhl. Im Vergleich mit den gegenwärtigen Produktionsmöglichkeiten in der Textilbranche oder dem Einsatz von intelligenten Fasern und sonstigen Hightech-Textilien wirkte das Labor nahezu mittelalterlich. Dies zeigte wieder einmal, dass der Bereich der Textilien und Mode im Großen und Ganzen viel zu wenig ernstgenommen und in seiner Bedeutung und Verflechtung mit anderen Feldern viel zu wenig beachtet wird. Dies zu ändern, ist eines der Ziele des netzwerk mode textil. Hervorstechend war die Aussage eines Mitglieds des FabLab-Staff: Das Beste am FabLab sei nicht die Demokratisierung der Technologie, sondern die Möglichkeit, andere Leute zu treffen, Ideen auszutauschen und Unterstützung zu finden.

Die nächste Jahresversammlung des netzwerk mode textil findet im Mai 2018 am Deutschen Textilmuseum in Krefeld statt.

Kathrin Pallestrang

Bericht über das 50. Internationale Symposium Keramikforschung „Keramik zwischen Produktion, praktischem Gebrauch, Werbung, Propaganda und Mission“ in Innsbruck, 24.–29. September 2017

Das jährlich an unterschiedlichen Orten im deutschsprachigen Raum stattfindende *Internationale Symposium Keramikforschung* diskutierte vom 24. bis zum 29. September 2017 Fragen zu keramischen Themen von der Urgeschichte bis in die Gegenwart. WissenschaftlerInnen und HeimatforscherInnen, KeramikerInnen und SammlerInnen tagten eine Woche lang in Innsbruck, wo der fächerübergreifende Austausch vom Institut für Archäologien der Universität Innsbruck gemeinsam mit dem Arbeitskreis für Keramikforschung in Innsbruck veranstaltet wurde. Das Programm bot Fachvorträge, Diskussionen und Museumsbesuche sowie Exkursionen. Die Anwesenheit eines großen Fachkreises (92 TeilnehmerInnen aus elf Nationen) hatte unterschiedliche Veranstaltungen zum Thema Keramik in seiner Vielfalt in Innsbruck initiiert. Organisiert vom Verein zur Förderung Historischer Handwerkstechniken und der Wirtschaftskammer Tirol, fanden im Rahmen von *Keramischen Tagen* Begleitveranstaltungen mit kunstkeramischem Schwerpunkt, ein Keramik-Markt

und ein Kinder-Erlebnisprojekt statt.[1] Schwerpunktthema der Vorträge war *Keramik zwischen Produktion, praktischem Gebrauch, Werbung, Propaganda und Mission*, inhaltlich war eine Fokussierung auf frühere und aktuelle (kultur)historische Forschungen in jenem geographischen Raum gewünscht, in dem die Ursprünge des Arbeitskreises zu verorten sind, vor allem in Österreich, Bayern und den angrenzenden Gebieten.

Das 50. Internationale Symposium eröffnete der Rektor der Universität Innsbruck, *Tilman Märk*. Ihm dankte *Marion Roehmer* (Hage) im Namen des Vorstands des Arbeitskreises Keramikforschung, betonte die Diversität des Teilnehmerkreises und hieß alle VertreterInnen aus der Forschung bis hin zur „Sammlerseele" willkommen. Dieses Tagungsformat sei außergewöhnlich und mache diese jährlich stattfindende Veranstaltung so attraktiv. *Harald Stadler*, Leiter des Fachbereichs Mittelalter- und Neuzeitarchäologie an der Universität Innsbruck, hob das Forschungsprojekt zur Pustertaler Keramik hervor, zu dem im Verlauf des Symposiums der Katalog vorgestellt wurde.[2] Zu Beginn erinnerten *Hermann Steininger* (Perchtoldsdorf) und *Irmgard Endres* (Regensburg) an die ersten Zusammenkünfte des Arbeitskreises Keramikforschung auf einer Berghütte in St. Justina in Osttirol. Der Besitzer Paul Stieber, Leiter des Deutschen Hafner-Archivs München, lud bis zu seinem Tod im Jahre 1975 alljährlich Fachleute für Keramik aus der BRD, Österreich und den Oststaaten ein. Daraus entwickelte sich ein vielfältiges Netz aus freundschaftlichen Kontakten und fachlichen Verbindungen. Eine Plakette, die von der Goldschmiedin Anna Helm, Tochter von Paul Stieber, entworfen wurde, soll in Zukunft das Symposium begleiten und vom jeweiligen Organisator getragen werden.

Im ersten Fachvortrag sprach *Bärbel Kerkhoff-Hader* (Bamberg) über *Keramik 4.0*, die vierte industrielle Revolution, in der neue Technologien, z. B. aus der Mikroelektronik, die Keramikherstellung prägen. Abseits handwerklicher Techniken entstehen mittels 3D-Drucker innovative Formen von Kunstkeramik, die in neue Präsentations- und Marktformate eingebettet sind.

Der erste thematische Block umfasste fächerübergreifend Referate zum Thema Tonpfeifen. Eine Tonpfeife ist eine gute Datierungshilfe

1 https://www.uibk.ac.at/archaeologien/aktuelles/keramiksymposium/50_keramik.html (Aufruf am 12. 12. 2017).

2 https://www.uibk.ac.at/archaeologien/aktuelles/keramiksymposium/vorlaeufiges-programm-50.-keramiksymposium.pdf (Aufruf am 12. 12. 2017).

für die Neuzeitarchäologie, durch die sich Begleitfunde besser einordnen lassen. Als Bildquelle gibt sie Auskunft über Gebrauch, Innovation und Konsumverhalten. *Gerald Volker Grimm* (Bonn) erklärte die niederländischen Rauchutensilien des 16. und 17. Jahrhunderts anhand des Gemäldes von Nicolas Tournier. *Andreas Heege* (Zug), *Kerstin Lehmann* (Düsseldorf) und *Anatolij A. Poluljach* (Moskau) referierten ebenfalls zum Thema Tonpfeifen. In den weiter vorgestellten Forschungen über Geschirrkeramik werden verstärkt archäometrische Analysen herangezogen, wie *Detlef Wilke* (Wennigsen) und *Hans-Georg Stephan* (Göttingen) anhand ihrer Projekte zeigten. *Karla Bianca Roşca* (Hermannstadt/Sibiu) stellte Waren aus der Steingutmanufaktur Batiz vor, die zwischen 1805 und 1865 Geschirrkeramik herstellte.

Die Abendveranstaltung bildete eine Ausstellungseröffnung mit dem Titel *Keramik Kunst – Dialog zwischen Tradition und Moderne* im Kreuzgang des Tiroler Volkskunstmuseums. Unter Anwesenheit der KünstlerInnen wurden die keramischen Werkstücke der internationalen Keramiksymposien in Gmunden und Innsbruck 2017 präsentiert.

Der zweite Tag startete mit Museumsbesuchen. Im Kacheldepot des Volkskunstmuseums erklärte *Erich Moser*, Landesinnungsmeister der Hafner, Platten- und Fliesenleger und Keramiker Tirol, die Bedeutung der musealen Model für die Rekonstruktion von historischen Öfen in Kooperation mit dem Verein zur Förderung historischer Handwerkstechniken. Eine Ausstellung im Foyer der Wirtschaftskammer zeigte innovative Möglichkeiten für den Einsatz von Keramik im Alltag – in Industrie, Bauwirtschaft, Medizin und Wissenschaft. Den Bereich Kunst zierte der Figurenofen die *Heiße Henriette*. Er wurde nach dem Vorbild des barocken Figurenofens Ofenbäuerin im Volkskundemuseum Wien in vollplastischer Gestalt von Myriam Urtz frei aufgebaut und mit dem Knowhow des Keramikers Matthias Schawerda gebrannt.

Geschirr-, Ofen- und Baukeramik fungieren auch als Bildträger für Propaganda, Werbung und Mission. *Marcin Majewski* (Stettin/Szczecin) berichtete über wappenverzierte Steinzeuggefäße als heraldische Propaganda im 16. Jahrhundert. *Frauke Witte* (Haderslev) mutmaßt Missionierungsabsichten hinter den Beschriftungen auf den bekannten Fischschüsseln. *Lutz Weynans* (Kempten) berichtete über Malereien und Ritzdekore auf niederrheinischer Irdenware, der sog. Pottbäckerkeramik. Nachdem die Dekore verarmt waren, wurde niederrheinische Irdenware zum Werkzeug der NS-Propaganda. *Patrick Schlarb* (Frankfurt a. Main) stellte Markenzeichen auf Steinzeugflaschen für böhmisches und deutsches

Heilwasser vor. Der Wiener Kaufmann F. Pelikan nützte die Möglichkeit eines Aufdrucks als Werbung für seine Cur-Anstalt. *Silvia Glaser* (Nürnberg) zeigte Porzellane aus der Zeit des Ersten Weltkriegs aus dem Bestand des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Die Kriegsporzellane tragen Bildnisse von Regenten und Befehlshabern, Kriegsgeräten und das Eiserne Kreuz und ihre Produktion endet im Jahre 1917. Im Abendvortrag präsentierte *Andreas Heege* sein zweibändiges Werk über die Hafnerfamilie Herrmann aus Langnau im Schweizer Emmental. Sie prägte über drei Jahrhunderte hinweg die Langnauer Keramikstile.

Die Referate am nächsten Tag widmeten sich dem Thema Kachelöfen und Ofenkachel und umfassten sowohl Grabungsberichte als auch neue Forschungsergebnisse zu mittelalterlichen Kacheln. *Brigitte Meles* (Basel) sprach über Zürcher Kachelöfen im 18. Jahrhundert. Dank wirtschaftlichem Wohlstand konnten sich die Bürger mit hellfarbigen Turmöfen passend zu den neuen hellen Wohnräumen einrichten. *Harald Rosmanitz* (Würzburg) erklärte Sinn und Zweck von Kartierungen in der Kachelforschung. Anhand der Datenbank FurnArch[3] und Literaturhinweisen erstellt er Karten mit Ortsangaben von Funden.

Einen zeitlichen Rahmen wies der Block zu Kacheln der Reformationszeit auf. Die von der Reformation ausgelösten Veränderungen wirkten bis in den Wohnbereich hinein, und der Kachelofen wurde im Zuge von Renaissance, Humanismus und Reformation zu einem Bildträger, der Aussage über Bildung, Rang und Religion des Hausinhabers gibt. Unterschiedliche ReferentInnen stellten Reformationskacheln vor und erklärten, wie sich die reformatorische Bildsprache auf Geschirr und Kacheln niederschlug. *Alice Kaltenberger* (Wien) berichtete von einem Konvolut Reformationskacheln im oberösterreichischen Landesmuseum in Linz. Es sind Relikte eines Ofens unbekannter Herkunft aus dem Gebiet um Grieskirchen, einer Region des frühen Protestantismus in Oberösterreich. Die Kachelserien stellen das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, die zehn Gebote und die sieben freien Künste dar. Kaltenberger konnte Parallelen zu den Motiven des berühmten Grafenegger Reformationsofens ziehen, der im Krieg zerstört worden ist und von dem sich nur noch Fotos und Berichte erhalten haben. *Claudia Peschel-Wacha* (Wien)

3 *FurnArch* versteht sich als bundesländerübergreifende Datenbank zur Erfassung mittelalterlicher und neuzeitlicher Bestände reliefierter Ofenkeramiken in Süddeutschland und den Anrainerregionen. http://furnologia.de/furnarch/

stellte eine grün glasierte Kachel mit dem Porträt Martin Luthers vor. Aufgrund der Gestaltung der Rückseite, speziell der Zarge mit Montagelöchern, ist fraglich, ob es sich um ein Original aus dem 16. Jahrhundert handelt. Die Referentin gab einen Einblick in die Biografie des Sammlers Alfred Walcher Ritter von Molthein, der diese Reformationskachel 1909 dem Volkskundemuseum Wien geschenkt hat.

Einen wichtigen Teil des Symposiums nahmen die Forschungsergebnisse zum Pustertaler Hafnergeschirr ein. *Harald Stadler* (Innsbruck) präsentierte die Publikation über *Hafnergeschirr aus dem Pustertal. Formen und Dekore des 18. bis 20. Jahrhunderts*. Es referierten die AutorInnen *Andreas Oberhofer, Hubert Steiner* und *Dieter Thaler* über Archivalien aus dem Stadtarchiv Bruneck, über die Versorgung der Bevölkerung mit einfacher lokaler Hafnerware durch Hausierer und über Märkte sowie über die lange Gebrauchsdauer und vielfältigen Einsatzformen keramischer Gefäße durch BewohnerInnen eines Bergbauernhofs. Die Erforschung der Pustertaler Keramik in den Depots verschiedener Museen wurde von *Dorothea von Miller* (Bruneck) durchgeführt und *Alexa Untersulzner* (Direktorin des Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde in Dietenheim bei Bruneck) dankte den beteiligten Partnerinstitutionen. Das Volkskundemuseum Wien ist mit 29 Objekten in der Publikation vertreten. Es handelt sich um sog. Krapfenteller, Knödelschüsseln, Hafen, Sierl- oder Tuttlkrüge und Honigkrüge aus dem Sammlungsbestand Keramik, die in den Online-Sammlungen auf der Website des Volkskundemuseum Wien veröffentlicht sind.

Die Ausstellung *Krapfenteller und Knödelschüssel. Hafnergeschirr aus dem Pustertal im Südtiroler Landesmuseum* war der erste Besichtigungsort im Rahmen der Exkursion am folgenden Tag. Das Pustertal war wegen der lokalen Lehmvorkommen bedeutend für die Tiroler Geschirrhafnerei. Mit der Einrichtung einer Töpferwerkstatt und den Produktionsschritten eines Tellers wird der handwerkliche Herstellungsprozess von Keramikgeschirr anschaulich erklärt. In der nachgebauten Küche zeigt man anhand der Herstellung des wichtigsten regionalen Gerichts, dem Krapfen, die Entwicklungsstufen eines Herdes von der offenen Feuerstelle zum Sparherd.

Der Nachmittag war der Hafnerei Höfer-Troger-Steger in Abfaltersbach, Osttirol, gewidmet, die von 1654 bis 1989 in Betrieb war. Ergebnisse des neuzeitarchäologischen Forschungsprojekts sind in der Publikation von Konrad Spindler und Harald Stadler mit dem Titel *Das alte Hafnerhandwerk im Lande Tirol* (1990) festgehalten. Die Zukunft des

Gebäudes samt erhaltener Schlämmbecken und einer eigenen Glasurmühle ist derzeit ungewiss.

Der letzte Tag des Symposiums startete mit Vorträgen zur Keramikproduktion. *Gregor Döhner* (Berlin) und *Lutz Grunwald* (Mayen) berichteten über die bruchlos belegbare Keramikproduktion in Mayen. *Martin Rogier* (Meßkirch) referierte über Campus Galli, ein modernes Unternehmen zur Nachbildung des frühmittelalterlichen Klosters St. Gallen. Die Rekonstruktionen bieten einerseits Forschungsfelder für die experimentelle Archäologie, das Fehlen von zeitbezogenen wissenschaftlichen Quellen wirft andererseits ethno-archäologische Fragen auf. Der keramische Werkstoff spielt auch in der Alchemie, der Metallverarbeitung und der Glasproduktion eine wichtige Rolle. *Eva Cichy* (Olpe) und *Wolfram Essling-Wintzer* (Münster) sehen eine Verbindung zwischen den frühen Funden bleiglasierter Irdenware im Hochsauerland und dem zeitgleichen örtlichen Abbau von Bleiglanz. *Marius Kröner* (Bamberg) gab einen Überblick über das Fundmaterial an technischer Keramik aus 40 Grabungen in Nürnberg. Sie wurden überwiegend von den buntmetallverarbeitenden Handwerkern in der Stadt hergestellt. Nach den neuesten Recherchen von *Herbert Böhmer* (Haselbach) sollen auch die sogenannten Ipser (Schmelztiegel aus Graphitton) von Schwarzhafnern und Tiegelherstellern in Obernzell gemacht worden sein. *Jonathan Frey* (Zürich) beschrieb einen frühmittelalterlichen Glasofen samt Glasschmelzgefäße vom Münsterhof in Zürich, in dem Glasperlen in verschiedenen Farben geschmolzen wurden. *Hans-Georg Stephan* und *Detlef Wilke* berichteten in ihrem Referat über mittelalterliche Glasschmelzöfen aus dem Weserbergland. Die Glaser erzeugten ihre Glasschmelzöfen aus feinsandigen Glashafnertonen selbst.

Biografische Forschungen aus dem 20. Jahrhundert rundeten das Tagungsprogramm am letzten Tag ab. *Eva Blanc* (*Neulussheim*) stellte den Kaufmann Johannes Eisele vor. Er schuf aus einem Einzelhandelsgeschäft in Ludwigshafen einen Großhandel und veredelte einfaches Porzellan in einer Glas- und Porzellanmalerei. 1931 gründete Eisele zusammen mit zwei Konkurrenzunternehmen die Ton- und Steinzeugwerke in Coswig, wo Keramik im Stil von Bunzlau hergestellt wurde. *Gerald Könecke* (Moringen-Grossenrode) zeigte Werke der weniger bekannten jüdischen Keramikerinnen, die Deutschland und Österreich in den 1930er Jahren aus ideologischen Gründen verlassen mussten. Einige wanderten nach Israel aus und gelten als Gründerinnen der modernen israelischen Keramikkunst. Den Tag beendete ein Vortrag von

Volker Ellwanger (Lenzkirch) mit dem Titel *Bontjes und Ungewiss. Die Geschichte über die Kombattantenschaft eines Künstlers und eines Industriellen*. Der Referent ehrte damit seinen Lehrer, den Kunstkeramiker Jan Bontjes van Beek, der erfolgreich als Designer in der Werkstätte Ungewiss arbeitete.

Die Publikation der Beiträge erfolgt in einem eigenen Tagungsband. Die nächstjährige Tagung wird zwischen 17. und 21. September 2018 im Astra Museum in Hermannstadt (Sibiu) in Rumänien stattfinden.

Claudia Peschel-Wacha

Bericht über den Workshop „Zusammenarbeit(en). Praktiken der Koordination, Kooperation und Repräsentation in kollaborativen Prozessen". Ein gemeinsamer Workshop des Collegium Helveticum und des Instituts für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (Populäre Kulturen) der Universität Zürich, 5.–6. Oktober 2017

Das seit 2016 von Thomas Hengartner geleitete Collegium Helveticum, eine Einrichtung der Universität Zürich, der ETH Zürich und der Zürcher Hochschule der Künste, versteht sich als Laboratorium für Transdisziplinarität und ist damit beauftragt, den Dialog zwischen den Geistes- und Sozialwissenschaften, den Natur- und Ingenieurwissenschaften, den medizinischen Wissenschaften sowie den Künsten zu fördern. In diesem Sinne veranstaltete es im Oktober 2017 gemeinsam mit dem Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich den Workshop „Zusammenarbeit(en)". Dieser stand unter dem Diktum „Wie werden Formen der Zusammenarbeit ausgehandelt, organisiert und repräsentiert?"

Eingeladen waren sowohl Beiträge, die ihre Arbeitsformen und Erfahrungen in inter- und transdisziplinären Kollaborationen reflektieren als auch solche, die sich mit der Erforschung von Formen der Kollaboration beschäftigen. Es konnte eine stattliche Anzahl an Referent_innen aus sehr verschiedenen Wissenschafts-, Kunst- und Praxisfeldern gewonnen werden. Der Workshop war in fünf Panels mit jeweils zwei bis drei Vorträgen gegliedert, daneben gab es zwei Keynotes und ein Begleitprogramm, das in den Mittagspausen stattfand. Nach jedem Beitrag gab

es Gelegenheit zum Erfahrungsaustausch und zur Diskussion, die rege genutzt wurde. Der Workshop war offen für Zuhörer_innen und die interessierte Öffentlichkeit.

Bernhard Tschofen (Zürich) eröffnete den Workshop und übergab dann an die beiden Organisatoren *Stefan Groth* (Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft) und *Christian Ritter* (Collegium Helveticum). In ihrer Einführung konstatierten Groth und Ritter, dass Kollaborationen zumeist von ihren Ergebnissen her gedacht und die Strukturen und Bedingungen, unter denen sich diese konstituieren, nicht thematisiert würden. Ziel der Veranstaltung sei es deshalb, die Prozesshaftigkeit und die Aushandlungen in inter- und transdisziplinären Kollaborationen in den Blick zu nehmen.

Im ersten Vortrag *Autonomie* und *Zusammenarbeit: Zur zeitlichen Dimensionierung kollaborativer Fotografie- und Stadtforschung* thematisierten *Cécile Cuny* (Hamburg), *Alexa Färber* (Hamburg) und *Sonja Preissing* (München) die in Teamforschungen häufig anzutreffende Ambivalenz zwischen dem Anspruch zusammenzuarbeiten und individuellen Autonomiebestrebungen der einzelnen Akteur_innen. Anhand ihres kollaborativen Fotografie- und Stadtforschungsprojekts *Researching a City*, in dem sie als Fotografin, Interviewerin und ethnografisch orientierte Stadtforscherin beteiligt waren, zeigten sie, wie diesem Bias produktiv begegnet werden kann, wenn dem Autonomiebestreben in zeitlicher Hinsicht Raum gegeben wird: Das Forscherinnenteam plädierte für eine Verdopplung von Zeit, die hergestellt werden könne, wenn Teilprojekte zeitgleich abliefen, und eine darauf beruhende Ausdehnung von Zeit.

Auch im darauffolgenden Vortrag *Tandemforschung im Foto-Archiv – Ein Bericht aus dem interdisziplinären BMBF-Projekt „Foto-Objekte"* ging es um die Frage nach konkreten Aushandlungen im Forschungsprozess. *Franka Schneider* (Berlin) erläuterte, wie ein interdisziplinäres Team (bestehend aus Vertreter_innen der Ethnologie, Kunstgeschichte, Archäologie) gemeinsam Foto-Bestände aus drei Archiven bearbeitet. In diesem noch laufenden Forschungsprojekt ist die Zusammenarbeit bewusst offen gehalten und explorativ angelegt. Sie folgt einem komparativen Ansatz und basiert lediglich auf einer gemeinsamen Fragestellung. Ein über die gemeinsame Arbeit am Fotomaterial hinausgehendes Projektziel ist die Reflexion der Differenz der beteiligten Fachdisziplinen und Institutionen. Zudem führte Franka vor, in welcher Weise das Projekt den zu untersuchenden Artefakten eine eigene Agency zuspricht, die für den Erkenntnisgewinn produktiv gemacht wird.

Flavia Caviezel (Basel) fokussierte in ihrem Beitrag *Form der Zusammenarbeit: Ökologisch. Erfahrungen transdisziplinärer Kollaborationen im Forschungsprojekt Times of Waste* auf die Frage, in welcher Weise der Forschungsgegenstand/die Forschungsinhalte unterschiedliche Formen der Zusammenarbeit zwischen dem interdisziplinären Forscher_innenteam und externen Projektpartner_innen erforderlich machen. Sie berichtete über die Erfahrung bei der Konzeption und Umsetzung der Ausstellung *Times of Waste – Was übrig bleibt* (Basel 2017). In diesem Kontext und dazu angesiedelten Publikationen wurden die Teams eng auf den jeweils behandelten Forschungsinhalt abgestimmt.

Ausgangspunkt des nächsten Beitrags *Das Sezieren einer Kollaboration: Die Zusammenarbeit verschiedener Akteure am digitalen Beteiligungsprojekt „Finding Places"* war ein von der HafenCity Universität Hamburg im Jahr 2016 durchgeführtes Beteiligungsprojekt, das darauf abzielt, städtische Flächen für den Bau von Flüchtlingsunterkünften in Hamburg zu suchen. *Nina Hälker* (Hamburg) diskutierte die diesem Projekt zugrundeliegenden Strukturen – insbesondere hinsichtlich der Frage, inwiefern das gemeinsam von Bürger_innen und Vertreter_innen der städtischen Verwaltung entwickelte Beteiligungskonzept eine transparente Informationsvermittlung und den Abbau von Wissenshierarchien ermöglicht, aber auch zugleich neue Aus- und Einschlüsse produziert habe.

In ihrem Beitrag *Mogelpackung „Wissenschafts-Kollaboration". Oder: Wie man kooperiert ohne zu kooperieren. Erfahrungen aus der deutsch-chinesischen Forschungszusammenarbeit* stellte *Tina Paul* (Chemnitz) ihr Dissertationsprojekt vor, das in einem deutsch-chinesischen naturwissenschaftlich-technischen Kontext angesiedelt ist. In den von ihr untersuchten Kooperationsprojekten konnte sie vielfältige Strategien der Nicht-Kooperation auffinden, mittels derer die vorgebliche Wissenschafts-Kollaborationen unterwandert und dennoch Zusammenarbeit gegenüber den Förderinstitutionen simuliert werden kann. Paul wies darauf hin, dass – insbesondere in Projekten, die eine hohe ökonomische Verwertbarkeit versprechen – Kooperation von den Kooperationspartnern eher als Risiko, denn als Chance verstanden werde.

Nach diesem eher desillusionierenden Blick auf Kollaborationsprojekte folgten *Judith Laisters* (Graz) Ausführungen zur *Zusammenarbeit als Übersetzungskunst. Ein Werkstatt-Bericht zur Forschung in partizipativen Kunstprojekten*. Laister untersuchte Fallbeispiele partizipativer Kunstpraxis im Kontext stadträumlicher Transformationsprozesse und lotete verschiedene Momente der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und

Kunst aus. Dabei differenzierte sie drei unterschiedliche Beziehungsmodi: Erstens die *Objektivierung* von Kunst durch die Wissenschaft, die die Kunst als Forschungsgegenstand konstituiert; zweitens die Imagination der Kunst als etwas Ähnliches, aber Anderes durch die Wissenschaft (*Projektion*) und drittens die strategische *Zusammenarbeit* als eine Annäherung der Felder. Beim letzten Beziehungsmodus, so Laister, kommt Bildern als Instrument der visuellen Übersetzung eine bedeutende Rolle zu.

Der nächste Beitrag *Points of views – Eine Museumskooperation zwischen Uganda und der Schweiz* richtete den Blick auf ein neues Kerngebiet der Museumsarbeit: Die Zusammenarbeit von Museen auf internationaler Ebene. Für ethnologische Museen hat die Zusammenarbeit mit Akteur_innen aus den Herkunftsregionen ihrer Sammlungen eine besondere Bedeutung. Über eine solche Kollaboration zwischen dem Völkerkundemuseum Zürich, dem Uganda National Museum und dem Igongo Culatural Institute (West-Uganda) berichtete *Jaqueline Grigo* (Zürich). Die drei Institutionen planen eine gemeinsam kuratierte Ausstellung zum Thema „Milchkultur in Uganda und in der Schweiz". Dieser kollaborative Prozess wurde von Grigo mit Blick auf strukturelle Bedingungen, Machtverteilungen und Aushandlungsprozesse sowie im Kontext postkolonialer Theorien reflektiert.

Aus einer künstlerischen Perspektive stellte *Johannes M. Hedinger* (Köln und Zürich) das multidisziplinäre, partizipative Kulturprojekt BLOCH vor. Dieses greift einen lokalen Schweizer Brauch auf, bei dem ein fünf Meter langer Fichtenstamm („Bloch") durchs Appenzellerland gezogen wird. Das Künstlerduo Com&Com erweitert diesen begrenzten Radius und bereist mit dem Bloch alle fünf Kontinente. An den besuchten Orten lädt es lokale Künstler_innen ein, den Bloch als Bühne für Aktionen und künstlerische Produktionen, zu verschiedensten Formen der partizipativen Zusammenarbeit, zu nutzen.

Zum Abschluss des ersten Workshop-Tags hielt *Klaus Schönberger* (Klagenfurt) eine Keynote, in der er Anstrengungen zur Begriffsarbeit unternahm und diese anhand von zahlreichen Beispielen aus von ihm geleiteten transdisziplinären Forschungsprojekten erläuterte. In seinem Beitrag *Von der Kooperation zur Ko-Produktion. Über die Herausforderung des „Trans" in gemeinsamen Forschungsprojekten von Kunst und Ethnografie* benannte Schönberger zunächst Fallstricke in transdisziplinären Projekten, die den unterschiedlichen Arbeits- und Produktionslogiken der jeweiligen epistemischen Systeme geschuldet sind. Darauf skizzierte er das Naheverhältnis von künstlerischer und ethnografischer Forschung.

Er konturierte, in welcher Weise sich die beiden Verfahren ergänzen können und zeigte, wie in einer nicht nur additiv angelegten Form der Zusammenarbeit, der Ko-Produktion, die jeweiligen epistemischen Grenzen überschritten und erweitert werden können.

Jörg Niewöhner (Berlin) nahm hierzu am darauffolgenden Tag in der zweiten Keynote *Ko-laboration als disziplinäre Forschung* eine konträre Position ein. Er wendete sich gegen einen allgegenwärtigen „Kollaborationsimperativ" und auf Formen der Zusammenarbeit, die nach Synthese und Integration suchten und damit das Risiko ins sich bergen würden, dass Projektpartner_innen zu „Kollaborateuren" würden. Mit seiner Begriffssetzung der Ko-laboration plädiert Niewöhner für eine Schärfung der disziplinären Perspektiven, die durch die In-Wert-Setzung von Differenzen erreicht werden könne. Das Aushalten von epistemischer Differenz, so Niewöhner, erweitere anthropologische Reflexionspraktiken und trage im Falle einer gelungenen Ko-laboration zum disziplinären Erkenntnisgewinn bei.

Der nächste Beitrag *Transdisziplinäre Realexperimente im Kooperationsnetzwerk zur Sanierung des Gängeviertels* widmete sich einem Hamburger Stadtentwicklungsprojekt. Ausgehend von seiner Doppelrolle als Stadtplaner und Aktivist stellte *Michael Ziehl* (Hamburg) zwei Realexperimente vor, die er im Rahmen seines am Graduiertenkolleg *Performing citzenship* angesiedelten Dissertationsprojektes organisiert und beforscht hat. In diesen in partizipativen Stadtentwicklungsprojekten und in der Transformationsforschung angewendeten Experimenten kommen verschiedene Interessenvertreter_innen etwa aus Verwaltung, Forschung und Bürger_inneninitiativen zusammen, um gemeinsam an Problemlösungen zu arbeiten. Ziehl kommt zum Fazit, dass sogenannte weiche Faktoren (wie gegenseitige Wertschätzung, Vertrauen, Kompromissbereitschaft, das Diskutieren auf Augenhöhe) relevante Voraussetzungen bei der Aushandlung von Interessensgegensätzen darstellen.

Auch der darauffolgende Beitrag *Perform Citizenship?! Performative Praxis als kollaborative Forschung* ist im Rahmen des Graduiertenkollegs *Performing citzenship* angesiedelt. Die Kulturwissenschaftlerin und Dramaturgin *Maike Gunsilius* (Hamburg) gab Einblick in das künstlerisch-wissenschaftliche Forschungsprojekt *Die Schule der Mädchen*. In diesem untersucht sie auf der Grundlage verschiedener performativer Verfahren gemeinsam mit Hamburger Schülerinnen Artikulationen von Bürgerinnen der postmigrantischen Gesellschaft. Gunsilius erläuterte in ihrem Vortrag, wie sich künstlerische und pädagogische Ansprüche in einem

disparaten Praxisfeld von Akteurinnen mit unterschiedlichen kulturellen, sozialen und generationellen Hintergründen zwar reiben, aber auch in der gemeinsamen performativen Praxis produktiv aushandeln lassen.

Im nächsten Beitrag *Schweizer Stiftung zur generationenübergreifenden Kulturförderung durch die Zivilgesellschaft – Vorstellungen und Praktiken des „gemeinschaftlichen" Kultur-Förderns* stellte *Theres Inauen* (Basel) die 2015 gegründete Schweizer Stiftung ERBPROZENT KULTUR vor, eine Initiative, der man beitreten kann, wenn man ein so genanntes Erbversprechen abgibt, um die Stiftungstätigkeit zu unterstützen. Inauen, selbst Fördermitglied, erforscht die Organisation in ihrem Dissertationsprojekt aus der Innenperspektive. Sie beschrieb in ihrem Vortrag die diversen Aushandlungsprozesse in der Aufbauphase und thematisierte insbesondere die Frage, in welcher Weise spezifische Fördermodelle nicht nur spezifische Förderakteur_innen motivieren, sondern auch die Vorstellungen darüber formen, was unter „Kultur" verstanden wird und welche Werte ihr zugeschrieben werden.

Um *Wissenskollaborationen im Kulturbetrieb – Erfahrungen aus dem Projekt eKulturPortal* ging es im darauffolgenden Beitrag. *Helmut Groschwitz* (Regensburg) stellte ein vom deutschen Wirtschaftsministerium gefördertes Projekt zur Entwicklung einer eBusiness-Plattform für freie Theaterensemble und Theater ohne feste Spielstätten vor. Groschwitz erläuterte, dass für das Funktionieren einer solchen Plattform diverse Wissensbestände zusammengeführt werden müssen, da die Existenz und das technische Funktionieren allein noch nicht garantieren würden, dass ein solches Tool auch von potenziellen Nutzer_innen angenommen werde. Der Fokus des Beitrags lag insbesondere auch auf der Frage, wie der kollaborative Prozess, der mittels eines autoethnografischen Zugangs dokumentiert und analysiert wurde, in der Projektgruppe verlaufen ist und unter welchen technischen Bedingungen dies stattgefunden hat.

In ihrem Beitrag *Demenz und Verbleib in den eigenen vier Wänden. Ein gemeinsames Ziel und (gem-)einsame Wege des Zustandekommens* gab *Yelena Wysling* (Zürich) Einblick in ihr Dissertationsprojekt. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen war das vom Schweizer Bundesgesundheitsamt als „kollaboratives Projekt" entworfene Strategiepapier „Nationale Demenzstrategie 2014–2017", das helfen soll, gemeinsam individuelle Lösungen für die Hilfeleistungen für Menschen mit Demenz zu finden. Wie sich der „kooperative Imperativ" in Sorge-Figurationen des häuslichen Umfelds niederschlägt und wie dabei Aspekte von Macht und

Fürsorge aufeinandertreffen, war ein wichtiger Aspekt in Wyslings Ausführungen. Darüber hinaus beschrieb sie anhand ihres ethnografischen Feldforschungsmaterials Formen von Aushandlungsprozessen und Interaktionen.

Wie können angehende Künstler_innen auf die Anforderungen in transdisziplinären Projekten vorbereitet werden, wie können sie sensibilisiert werden für die impliziten und unausgesprochenen Regelsysteme, Wissenshierarchien oder Arbeitsteilungen? Dies waren die Ausgangsfragen des Beitrags von *Irene Vögeli* und *Patrick Müller* (beide Zürich) in ihrem Beitrag *„Zusammenarbeiten in der Lehre": MA Transdisziplinarität.* Der an der Zürcher Hochschule der Künste angesiedelte Studiengang zielt darauf ab, Studierende auf die Arbeit in transdisziplinären Konstellationen zu qualifizieren und sie gleichzeitig zu ermutigen, eine eigene künstlerische Autor_innenschaft zu vertreten, obwohl diese Anforderungen nur allzu oft diametral entgegensetzt erscheinen. Im selben Panel berichtete Benno Wirz von den Arbeitsformen des interfakultären Masterstudiengangs „*Kulturanalyse*" der Universität Zürich.

Neben den Vorträgen gab es an beiden Tagen ein Mittagsprogramm. Am ersten Tag gaben *Ute Holfelder* (Klagenfurt) und *Florian Wegelin* (Zürich) Einblick in die von ihnen konzipierte Ausstellung „*Mit Kopfhörern unterwegs*", die für eine Woche im Collegium Helveticum gastierte. Die Ausstellung war ein Ergebnis des gleichnamigen künstlerisch-ethnografischen Forschungsprojekts an der Universität Zürich. Holfelder und Wegelin beschrieben in ihrer Einführung das auf Dialogizität ausgerichtete Forschungsdesign, welches es ermöglichte, ethnografische und künstlerische Verfahren und Episteme nicht nur zu ergänzen, sondern wechselseitig zu reflektieren und zu erweitern. In der Ausstellung kamen Texte, Bilder, Videos und Klänge zum Einsatz, die Erkenntnisse zu Praktiken des Kopfhörergebrauchs präsentierten und zugleich hybride Formen der Erkenntnisproduktion und -repräsentation sichtbar machten, die in der Verschränkung künstlerischer und ethnografischer Verfahren entwickelt worden waren.

Mit dem dokumentarisch-ethnografischen Film *Schleudertrauma* von *Oliver Becker* und *Torsten Näser* (beide Göttingen) konnte im dichten Vortragsprogramm ein weiterer Kontrapunkt gesetzt werden. Der 2017 fertig gestellte Film untersucht und dokumentiert eine Kooperation zwischen dem „Jungen Theater" Göttingen und dem Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie Göttingen, in der das Theaterstück „Schön, dass ihr da seid" produziert wurde. Thema des Stücks ist das

Grenzdurchgangslager Friedland in Niedersachsen. Die Frage nach Formen des Zusammenarbeitens zwischen Uni und Theater wird auf drei Ebenen seziert: Auf der ersten Ebene stehen die Interaktionen zwischen Universität und Theater während der letzten vier Wochen vor der Uraufführung im Fokus. Hier wurde deutlich, wie unterschiedliche Routinen, Arbeitsethiken und Hierarchieverständnisse zu Konflikten führen können, die wiederum Reflexion und Positionierungen nach sich ziehen. Auf der zweiten Erzählebene kommen die Beteiligten aus der Retrospektive zu Wort und versuchen die durchlebten Spannungen in einen Diskurs zu überführen. Die dritte Ebene der filmischen Erzählung zeigt Ausschnitte aus dem fertigen Theaterstück. Der Film ist dabei zugleich Dokumentation eines kollaborativen Prozesses wie er den Protagonist_innen als Instrument dient, den laufenden Prozess zu reflektieren.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass der Workshop aufgrund seiner Breite eine Vielzahl an Anknüpfungsmöglichkeiten für diverse Forschungsfelder mit den verschiedensten Kooperationspartner_innen ermöglicht hat. Formen des Zusammenarbeitens wurden sowohl theoretisch als auch methodologisch, hinsichtlich ihrer epistemischen Potenziale und nicht zuletzt der praktischen Umsetzung diskutiert. Dies ist äußerst verdienstvoll vor dem Hintergrund, dass im Zuge vielfältiger Entgrenzungsprozesse die Anzahl kollaborativer Projekte weiter zunehmen wird und zunehmen muss, Außenstehende aber oft begrenzt Einblick in die tatsächlich Praxis des Zusammenarbeitens erhalten. Der Workshop hat aber auch ergeben, dass eine Fortsetzung des Nachdenkens über Formen der Zusammenarbeit dringend geboten ist. So zeigt sich in der Gesamtschau der Beiträge, dass eine Schärfung der Begrifflichkeiten hilfreich wäre. Nicht nur werden Begriffe wie Inter-, Trans- oder Pluridisziplinarität sehr unterschiedlich verwendet, auch die Bezeichnungen für die verschiedenen Formen des Zusammenarbeitens erscheinen disparat. Vielleicht wiederum – so lässt sich resümierend fragen – ist aber auch eine jeweils auf die spezifischen Projektkonstellationen und -anforderungen abgestimmte Begriffsarbeit vonnöten, so dass wir weiterhin von Kooperationen / Kollaborationen / Ko-laborationen / Ko-Produktionen sprechen sollten?

Eine überarbeitete Auswahl der Beiträge erscheint 2019: Stefan Groth, Christian Ritter (Hg.): *Zusammenarbeiten. Praktiken der Koordination und Kooperation in kollaborativen Prozessen*. Bielefeld: Transcript.

Ute Holfelder

Tagungsbericht „Wie kann man nur dazu forschen? – Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie“, Innsbruck, 3.–5. November, Universität Innsbruck

Vom 03. bis 05. November 2017 fand an der Universität Innsbruck die Tagung „Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie“ statt. Die Ausrichter *Timo Heimerdinger* (Innsbruck) und *Marion Näser-Lather* (Marburg) eröffneten die Tagung unter dem Titel *Gute Themen, schlechte Themen* und stellten ihr Anliegen heraus, sich mit den Mechanismen, Argumentationen und Diskursen befassen zu wollen, nach denen im Fach Europäische Ethnologie/Volkskunde Themen ausgespart, abgewehrt, gemieden oder gar verschmäht werden. Aus der Erfahrung, dass manche Themen argwöhnisch betrachtet werden und andere nicht, stellt sich die Frage nach einer unsichtbaren (und unsagbaren) negativen Programmatik im Fach. Obwohl die Europäische Ethnologie eine thematische Bandbreite und ein geeignetes Methodenrepertoire biete, würden also manche Themen marginalisiert und tabuisiert. Warum ein Thema nicht bearbeitet oder aussortiert werde, sei aber meist nicht nachzuvollziehen, denn üblicherweise würde nur begründet, warum ein Thema behandelt wird. Die Frage, welche Themen als bearbeitbar gelten, ist für viele akademische Bereiche wichtig, angefangen von der Sprechstunde, in der ein Hausarbeitsthema akzeptiert oder abgelehnt wird, bis hin zur Konzeption und Bewilligung großer Forschungsprojekte. Heimerdinger und Näser-Lather stellten als Thesen sechs Kategorien der Themenabwehr auf: Unergiebigkeit, Langeweile und Desinteresse, Nutzlosigkeit, Ekel, moralische Verwerflichkeit und methodische Unzugänglichkeit. Damit setzten sie fruchtbare Impulse für Dialoge und Gespräche.

Kaspar Maase (Tübingen) konnte nicht anwesend sein, seinen Vortrag *‚Volk und Kunst‘: ein Thema des 18. Jahrhunderts als Gegenstand ‚positiver Anthropologie‘ im 21. Jahrhundert?* las Silke Meyer vor. In diesem skizzierte Maase eine fachliche und seine eigene Themenpolitik, ihre Traditionslinien und schließlich das Konzept der „positiven Anthropologie“ in der Hoffnung, seine eigenen Legitimationsprobleme zu verringern. Die ästhetische Dimension moderner Alltage und die Rolle der Massenkünste seien zwar im Rahmen der Populärkulturforschung akzeptiert, diese zähle allerdings selbst nicht zum Proprium des Faches. Seine Forschungen würden kaum Diskussionen hervorbringen. Den

bereits publizierten kritischen Anstößen von Silke Göttsch, sich eher auf die Kontexte ästhetischer Werke zu beziehen, hielt er entgegen, dass damit die Dimension des ästhetischen Erlebens aus der Forschung verschwinden würde. Abschließend erläuterte er, wie mit dem Ansatz der Kulturanthropologin Sherry B. Ortner, dem hässlichen Bild der Wirklichkeit ein hoffnungsvolles hinzugefügt und der Frage nach der sinnlichen Glückseligkeit im Leben der Menschen ein anerkannter Platz in der Europäischen Ethnologie gegeben werden kann.

Im Anschluss berichtete *Jens Wietschorke* (München/Wien) in seinem Beitrag *Does that matter? Wissensanthropologische Überlegungen zum Relevanzkriterium in der kulturwissenschaftlichen Forschung* anschaulich aus dem eigenen erlebten Wissenschaftsalltag, wie die Ablehnung von Forschungsarbeiten durch das Argument „Das interessiert mich nicht!" irritieren, verunsichern, aber auch beflügeln kann. Das Fach gleicht einem unendlichen Universum an Themen. Aber welches erfüllt die Kriterien der oft zitierten Legitimationsbegriffe „spannend" und „interessant"? Kann nicht jeder Forschungsgegenstand durch die Alchemie der Volkskunde in Gold verwandelt werden? In Rückbezug auf Timo Heimerdingers „Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Für das Ideal der Werturteilsfreiheit"[1], sprach Wietschorke konstruktiv und überzeugt von der Nützlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Der Legitimationsdruck der Kulturwissenschaften in Förderungsprozessen führe zu einem Umbruch der Wertungskultur, so dass stets eine „aufregende", „innovative" und „anschlussfähige" Forschung betrieben werden müsse. Schwierig sah er die Werturteilsfreiheit, da jede vorgenommene Themensetzung ein Statement sei. Wietschorke plädierte für eine Mischung aus intellektueller Distanz, Methodenvielfalt, den Verzicht auf letztgültige Erkenntnisse und eine antidogmatische Haltung. In der Diskussion wurde betont, das Ideal der Werturteilsfreiheit hochzuhalten sei genauso wichtig wie eine ergebnisoffene Forschung.

Stefan Groth (Zürich) referierte unter dem Titel *Makro-Trends als Forschungsthema? Europäisch-ethnologische Themenbegrenzung am Beispiel der ‚Mitte'* über Forschungstheorien zur „angenommenen Mitte". Neben der Diskussion über die Annahme eines Durchschnittes in verschiedenen Praxisfeldern, dem Rückbezug der Forschung auf diese und der Frage

1 Timo Heimerdinger: Die Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Für das Ideal der Werturteilsfreiheit. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 71, 120, 2017, S. 81–90.

nach der Grundlage dieser konstatierten Mitte mittels empirischer oder quantitativer Daten stellt sich auch die Frage nach Veränderungen der Mitte. In diesem Spannungsfeld zwischen Mitte, verschiedenen Theorien, qualitativen und quantitativen Basisdaten, der Verortung in Entdeckungs- und Begründungszusammenhängen sowie den Paradoxien, dass die Europäische Ethnologie als induktive Wissenschaft von starken Vorannahmen geprägt ist und, dass gerade die „Mitte" lange Zeit nicht das Forschungsfeld der Europäische Ethnologie war, konstatierte Groth drei Punkte für situative Rejustierungen themenpolitischer Möglichkeiten: Erstens wäre zu beleuchten, wie auf Trends Bezug genommen wird, und ob sie genutzt werden, um Relevanz zu erzeugen. Zweitens regte er an, durchaus die von anderen Disziplinen bereits vorhandenen quantitativen Datenerhebungen für eigene Analysen zu nutzen und möglicherweise sogar als Korrektiv zu verwenden und drittens zu bedenken, wie durch den Umgang mit Trends manche Themen ausgespart bleiben.

Christine Bischoff (Hamburg) gab in ihrem Vortrag *Nobilitierung von Erfahrungswissen – Methodenkompetenz als Programmatik in der Europäischen Ethnologie?* zu bedenken, dass angesichts der vielfältigen Themen in unserem Fach, die Methoden am sichersten erschienen, um eine Verständigung über das Fachprofil zu erreichen. Methoden sind ihrer Meinung nach jedoch politisch und moralisch aufgeladen. Sie zeigen, wie Wissenschaft generiert wird, verdeutlichen Transparenz, bestimmen, was zum Gegenstand der Wissenschaft wird und legen legitime Forschungsmotivationen und -ziele fest. Intensiv erläuterte sie, wie die Bedeutung von Erfahrungswissen sich wandelte. Problematisch sei das Forschen in einer Wissensgesellschaft vor allem deshalb, weil das routinierte Erfahrungswissen eine zeitaufwändige Wissensproduktion ist, aber gesellschaftlich und bei Geldgebern eine veränderliche Schnelllebigkeit gefordert wird. Die Nützlichkeit des Wissens zeige sich eben nicht im Moment seiner Herstellung, sondern erst in seiner Folge. Als autorisierende Legitimationsformen dienen die aufgewerteten Methoden der Selbstautorisierung und Inszenierung gegenüber Öffentlichkeit und Politik, sie signalisieren die Bemühungen, gesellschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden und zugleich der Wissenschaftlichkeit verpflichtet zu bleiben. Fachliche Hand- und Methodenbücher bezeugen, dass der Zusammenhalt einer Disziplin auch über Methoden stattfinde.

Sehr kurzweilig und mit bildhaften Auszügen aus ihrem Forschungstagebuch gespickt berichtete anschließend *Lydia Maria Arantes* (Graz) über *Das Stricken als volkskundlich-kulturanthropologischer Forschungsgegenstand.*

Ein leidiges Thema; Eindrucksvoll beschrieb sie die ihrem Thema entgegenschlagende Ablehnung: Die „Renaissance der Handarbeit", gedacht als „ein schönes friedliches Forschungsfeld", war für das Fach mit seinen Altlasten überhaupt nicht konfliktfrei. Entweder wurde ihr Forschungsgegenstand gar nicht oder zu ernst genommen. Dies führte soweit, dass sie selbst eine regelrechte Abneigung entwickelte: Strickmützen verfolgten sie überall hin und Strickwaren stolzer Strickerinnen wurden plötzlich wertend von ihr wahrgenommen und beschrieben. Durch Selbstreflexion, Auseinandersetzung mit der Fachgeschichte, internationalen Zuspruch und mit Hilfe der Ethnopsychoanalyse fand Arantes schließlich fruchtbare Wege aus ihrem Dilemma und den „Verstrickungen".

Nach der Mittagspause aktivierte *Jonathan Roth* (Mainz) das Publikum mit Darth Vader zum Thema *Die dunkle Seite der Macht. Themenpolitik zu politischen Themen*. Gleich mehrere Schwierigkeitskategorien träfen bei ihm zu: erstens forsche er über ein politisches Thema, nämlich Parteien, und zwar zweitens zu einer Partei, also zur Domäne der Machthaber und nicht zur regierten „Bevölkerung". Erschwerend komme drittens hinzu, dass er dieser Partei selbst angehört. Politisch Forschen erfolgt in der politischen Anthropologie entweder im Rahmen von Politik und Macht oder von Politik und Alltag. Letzteres ist auch Gegenstand in der Europäische Ethnologie. Keine der beiden Perspektiven lege aber den Fokus konkret auf Parteien, sondern vielmehr herrsche ein Verständnis von entstaatlichter Politik, mit dem in den klassischen Arenen der Politik mit Skepsis und Distanz begegnet wird.

Im Anschluss widmete sich *Bernd Jürgen Warneken* (Tübingen) dem Thema *Rechts liegen lassen? Über das europäisch-ethnologische Desinteresse an ‚konventionellen' Unter- und Mittelschichten*. Er stieg mit der Frage ein „Was ist in Frankreich, Österreich und Deutschland los?" und verdeutlichte, dass der Ausruf „Wir sind das Volk!" vor allem vom Volk ohne Abitur komme. Zugleich gäbe es den Ruf der Öffentlichkeit nach Forschung, die die hier sichtbaren Mentalitäten zu erklären vermag. Sehr anschaulich und überzeugend erläuterte er, wie sich im Fach die einstige Hinwendung zu den Unterschichten wandelt und diese als abstoßend empfunden wird, weil in diesen Milieus offenbar allzu sehr gegen die ökologischen, die feministischen und antirassistischen Positionen verstoßen wird, denen sich die ForscherInnen verpflichtet fühlen. Es gibt vereinzelte Arbeiten, die Jugendkultur teilweise gegen Vorurteile verteidigen, aber es fehle an weiteren Studien zu älteren Personen mit einer nur „dünnen Schicht zivilisatorischen Patina". Aber wer stehe

schon gerne bei den Hooligans in der Fankurve oder interviewt Pegida-Anhänger bei einem Protestmarsch? Nötig sei eine langfristige Schwerpunktbildung mit überlokaler Kooperation und lokaler Konzentration. Immerhin gibt es öffentliche Bekundungen seitens des Faches gegen die politische Instrumentalisierung von „Heimat", „Kultur" oder „Identität". In der Diskussion wurde angesprochen, dass weder Rechtsradikale noch Pegida-Anhänger in unsere Vorinterpretationsfilter „Helden", „Schurken" oder „Opfer" passen. Angeregt wurde, den Aufklärungshabitus zu verlassen und stattdessen einfach nur zuzuhören. Auch Ängste, sich im Feld zu kontaminieren oder Ergebnisse zu produzieren, die von den „Falschen" genutzt werden könnten, wurden erwähnt. Grundlegend ergänzte Warneken, dass in unserem Fach „Alltag" kaum untersucht wird. Wir untersuchen das Singen, nicht das Grölen und wir haben nach wie vor stets eine Nähe zur „Hochkultur".

Andreas Hartmann (Münster) regte die Diskussionen mit seinem Vortrag *Ethos und Eros volkskundlichen Fragens* ganz besonders an, denn sein gewitzter Vortrag wurde vom Plenum ganz unterschiedlich aufgefasst. Seiner Meinung nach könne man erfreulicherweise seit einigen Jahren wieder „Volkskunde" sagen, ohne den Verdacht der Rückständigkeit auf sich zu ziehen. Das Tagungsthema sei ein ganz gelungener Schachzug, denn die Fragestellung sei nicht nur innovativ, sondern gehöre zugleich einer bewährten Fachtradition an, nämlich der Selbstreflexion und damit der Aufarbeitung der Vergangenheit. Im Laufe des Beitrags wurde nicht gespart an kritischen Impulsen bezüglich der Sucht nach dauernder Reflexion, den Metadiskursen über die Diskurse und der Problematik, dass unklar sei, welches Wissen eine volkskundliche Expertise ausmache. Von einer einst klar definierten Rolle der guten und moralischen Volkskunde, über die Problematik eines neuen Vokabulars wie „popular", „Praxen" und „doing" hin zur Umbenennungswelle des Faches postulierte er schließlich das Ende der historischen Volkskunde, was vom Publikum als Abgesang auf das Fach aufgefasst und kritisch diskutiert wurde. Hartmann stellte klar, dass er nicht das Fach dem Untergang geweiht sehe, sondern dass aus der klassischen Volkskunde nun eine transformierte Wissenschaft von der Kultur geworden sei. Nach Heimerdinger gehöre das „grimmige Blättern im Familienalbum des Faches zur fachlichen Sozialisation dazu". Hartmann ergänzte, es wäre hilfreich, wenn es im Fach ein konsensfähiges Feld an Forschungsgegenständen gäbe, denn Methoden und Begriffe können nicht die Essenz einer Wissenschaft sein, sie seien lediglich Arbeitsinstrumente.

Sarah Kleinmann (Dresden) und *Merve Lühr* (Dresden) berichteten in ihrem Beitrag *Psychoanalyse in der Europäischen Ethnologie!? – Auf den Spuren einer Theorie und Methode* über ihre Suche nach psychoanalytischen Ansätze und dem Umgang mit Sigmund Freud und seinen Schriften im Fach. Beide forschen derzeit nicht psychoanalytisch. Sie gaben einen historischen Überblick für die Zeit um 1900, die NS-Zeit, die Wiedereinbeziehung von psychoanalytischen Ansätzen und diagnostizierten durch eigene Beobachtungen eine Randständigkeit. Letztere relativierten sie im Laufe ihrer Recherchen, da es doch einige FachvertreterInnen gibt, die die Psychoanalyse als theoretischen Zugang aufgreifen. Für ihre These der Ablehnung psychoanalytischer Reflexionen und Freuds nannten sie als Beispiel u. a. die Sorge von ForscherInnen, sich mit dieser unpräzisen Wissenschaft angreifbar zu machen. Die Diskussion betonte die Umstrittenheit der Psychoanalyse und äußerte Bedenken in der Anwendung ohne entsprechende Ausbildung. Zu klären wäre zunächst, ob die Psychoanalyse als Erhebungs- oder Auswertungsinstrument oder als historisch verortetes kulturtheoretisches Konzept nach Freud Anwendung finden soll? Die erwähnte Randständigkeit sei der angemessene Ort für eine Nachbardisziplin, denn die Psychoanalyse habe in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde die Funktion einer Hilfswissenschaft. Es wurde vorgeschlagen, in Forschungsfragen lieber genauer die Lücke zu beschreiben und zu erläutern, wo wir mit unseren Methoden nicht weiterkommen, bevor wir diese Lücke mit Hilfe der Psychoanalyse zu schließen versuchen.

Karl Braun (Marburg) führte auf amüsante und zugleich fachlich ganz wunderbar fundierte Weise in seinem Vortrag *Die Zipfelmütze erforschen? Longue duree – Pathosformel – Hermeneutik* vor Augen, wie die Zipfelmütze vielleicht zunächst als Forschungsgegenstand uninteressant erscheine, aber sich während der Beschäftigung mit dieser verschiedene, zum Teil unterschwellige Bedeutungsebenen herauskristallisierten, die sich im kulturhistorischen Spannungsfeld von Er- und Entmächtigung bewegen. So spannte Braun seinen Beitrag von der phrygischen Mütze bis zur Mütze mit goldenem Boller des Stars Tommy in der Rockoper von *The Who*. Er wies darauf hin, wenn sich durch zeitgenössische Forschungsansätze keine ausreichend empirische Basis generieren lasse, sei es hilfreich, ikonografisch vorzugehen. Die Ikonografie ist für Braun eine diskursanalytische Vorgehensweise, und er ermutigte dazu, die Scheu im Fach vor historischer Tiefe diskursanalytisch zu überwinden.

Während in anderen Beiträgen eine zu große Nähe zum Feld oder eine eigene Betroffenheit als problematisch angesehen wurde, war es bei

Cornelia Renggli (Zürich) und ihrem Vortrag *‚Behinderung? Das ist doch eher was für die Sonderpädagogik.' Plädoyer für eine thematische Offenheit der Europäischen Ethnologie* genau umgekehrt. Wie kann eine Nicht-Betroffene über Behinderung forschen? Das Fach selbst sprach sich dabei die Zuständigkeit für Behinderung ab, das sei doch eher etwas für die Sonderpädagogik oder die Medizin. Renggli plädierte für eine thematische Offenheit und betonte, dass gerade die Diversität eine Stärke des Faches sei. Wenn wir uns in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde dafür interessieren, wie die Menschen ihr Leben leben, dann müssen wir auch eine Vielfalt an Themen zulassen. In der Diskussion wurde angesprochen, dass die Disability Studies mittlerweile ein anerkanntes Feld in unserem Fach sind und nicht negativ behaftet wären. Diskutiert wurden verschiedene Ebenen von Verantwortung sowie der Punkt der Betroffenheit. Moralische Aspekte, Kontaminationsvermutungen, Abstandsverluste, Traumatisierung oder Irrationalität können eine Rolle für die Frage spielen, wann eigene Betroffenheit zum Forschungsproblem wird.

Karin Bürkert (Tübingen) erläuterte eindrucksvoll in ihrem Referat *‚Von ‚Harakiri' und ‚gefährlichen Menschen' – Überlegungen zum Wagnis der (Brauch-) Forschung im gesellschaftlichen Auftrag*, dass heute im Fach, trotz aller Abkehr vom Volksleben, Brauchforschung betrieben werden kann – nur eben anders. Nach wie vor wirksam ist eine Abwehrhaltung gegenüber angewandter Brauchforschung. Diese ist jedoch auch heute lohnenswert, nur müssen im Vorfeld Kontexte, Erwartungen und Rollen aller Beteiligter besprochen werden. Bräuche sollten nicht nur beschrieben werden, sondern die Verflechtungen politischer, ökonomischer und sozialer Sphären des Alltags aufzeigen. In der Diskussion wurde auf die USA verwiesen, in denen, trotz ebenfalls belasteter Fachgeschichte, *applied folklore* institutionalisiert und positiv besetzt betrieben werden kann, weil ein anderes Fach- und Wissenschaftsverständnis zu Grunde liegt. Intensiv beratschlagt wurde der Umgang mit Anfragen von Medien und welche Inhalte hier vermittelt werden können. Wichtig sei nicht, woher der Osterhase komme, sondern warum wir ihn brauchen. Deutlich zurückgewiesen wurde, dass Brauchforschung bereits ausgeforscht sei.

Abschließend berichtete *Mirko Uhlig* (Mainz) über *Lachen im, mit und über das Feld? Über das legitime und illegitime Verhältnis zu Forschungsfeld und -gegenstand*. Lachen sei ein befürworteter Kontrollverlust und ein Zeichen wertender Menschen. In der Feldforschung gibt es verschiedene Lachkontexte. So kann erstens das Feld über den Forscher lachen, möglicherweise lacht dieser hier auch mit. Gelacht wird auch über gemeinsame

Erlebnisse und Gespräche darüber, eine emotionale Öffnung zum Feld wird heute nicht mehr als wissenschaftlich inadäquates Verhalten disqualifiziert. Zweitens gibt es ein Lachen im Sinne des Feldes. Wenn Akteure eine ironische Haltung zu sich selbst und zu ihrer Gruppe pflegen, sollte dies in die kulturwissenschaftliche Deutung einfließen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, dadurch unseriös zu wirken. Das Lachen über das Feld kann drittens als Abwehrmechanismus der EthnologenInnen verstanden werden, bei dem spontaner Spott und keine kalkulierte Diffamierung geäußert wird. In der Diskussion wurde vermutet, dass wir vor allem mit Informanten lachen, um Nähe zu erzeugen. Thematisiert wurde auch die problematische Situation, wenn man als Forschende mit AkteurInnen im Feld über andere AkteurInnen im Feld lacht – oder lachen muss.

Den Organisatoren der Tagung ist es gelungen, eine angenehme und offene Atmosphäre zu schaffen, in der Fragen und Probleme ausgiebig und intensiv, auch kontrovers und insgesamt sehr fruchtbar diskutiert wurde. Die Europäische Ethnologie/Volkskunde zeigte sich erneut als äußerst selbstkritische Disziplin. Sie sollte darüber hinaus jedoch nicht die sinnlich-schöne Seite des Alltags und das Lachen vergessen. Eine Publikation der Beiträge wäre sehr wünschenswert und ist geplant.

Diana Egermann-Krebs

Tagungsbericht „‚Kontaktzonen' und Grenzregionen. Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven" des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Dresden, 23.–24. November 2017, Sächsisches Staatsarchiv-Hauptstaatsarchiv

„Contact Zones" definierte die Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt 1992 als „social spaces where disparate cultures meet, clash, and grapple with each other"[1].

Das Konzept der „Kontaktzonen" wurde seither in den Sozial- und Geisteswissenschaften breit rezipiert und stand im Mittelpunkt der

1 Mary Louise Pratt: Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation. London 1992, S. 4.

Konferenz „‚Kontaktzonen' und Grenzregionen. Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven", die das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) am 23. und 24. November 2017 im Sächsischen Staatsarchiv-Hauptstaatsarchiv in Dresden ausrichtete. Dabei bildete die Tagung in Hinblick auf die Begegnung unterschiedlicher Sprachen, Disziplinen und Perspektiven selbst eine Art Kontaktzone. Da keine Simultanübersetzung ermöglicht werden konnte, boten die Organisatorinnen ein zweisprachiges Abstractheft und eine „Flüsterübersetzung" während der Diskussionen an.

Nach Grußworten von *Peter Wiegand*, dem Leiter des Sächsischen Staatsarchivs-Hauptstaatsarchiv, und *Winfried Müller*, dem geschäftsführenden Direktor des ISGV, konturierte *Ira Spieker* (Dresden) das Konzept der Kontaktzonen im Eröffnungsvortrag der ersten Sektion. Spieker betonte die Prozesse wechselseitigen sozialen Austauschs, die zur Entstehung von Kontaktzonen führten. Anhand der Teilaspekte Raum, Macht und Übersetzung zeigte sie das Konzept als Analyseinstrument für einen akteurszentrierten Zugang zu Grenzräumen auf. *Dominik Gerst* und *Hannes Krämer* (Frankfurt/Oder) fragten in ihrem Beitrag am Beispiel der engen Nachbarschaft von Frankfurt/Oder und Słubice nach den methodologischen Prinzipien kulturwissenschaftlicher Grenzforschung. Sie forderten dazu auf, „Grenzen von der Grenze her zu untersuchen" und dabei gleichsam Verbindendes wie Trennendes in den Blick zu nehmen. Die Europastadt Gubin-Guben stellten *Dorota Bazuń* und *Mariusz Kwiatkowski* (Zielona Góra) als Kontaktzone vor. Sie präsentierten erste Ergebnisse ihres aktuellen Forschungsprojekts, das nach wechselseitigen Wahrnehmungen im deutsch-polnischen Grenzraum fragt. Dabei beobachteten sie im Kontext der aktuellen Fluchtbewegungen nach Europa eine Verschiebung von Fremdheitsdeutungen und zugleich einen politischen Wechsel vom Konflikt- zum Angstmanagement.

In der zweiten Sektion zeichnete *Norbert Haase* (Dresden) die Genese des Europäischen Zentrums für Erinnerung, Bildung, Kultur/Meetingpoint Music Messiaen in Zgorzelec nach. Das Areal des ehemaligen Kriegsgefangenenlagers Stalag VIII A wurde ab 2006 zum Erinnerungs- und Begegnungsort mit einem stark musikbezogenen Vermittlungsansatz (aufgrund des prominenten, dort gefangenen Komponisten Olivier Messiaen) entwickelt. Haase präsentierte die Entstehung als (durchaus nicht konfliktfreien) gemeinsamen deutsch-polnischen Prozess der Auseinandersetzung mit Zeitgeschichte. In seinem Beitrag nahm *Michal Tošner* (Hradec Králové) die Euroregion Glacensis als tschechisch-polnische

„Kontakt- und Konfliktzone“ in den Blick. In seinem anvisierten Forschungsprojekt wird er in der Region um die niederschlesische Stadt Kłodsko die praktischen, sozialen und politischen Effekte der grenzübergreifenden (Förder-)Politiken empirisch analysieren.

Den Auftakt der dritten Sektion bildete der Vortrag von *Hana Daňková* (Prag) über das „Hotel Sudety“ im tschechischen Chomutov. Das Hotel, in dessen Zimmern, Hausfluren sowie der Bar anhand von historischen Abbildungen die deutsche Vergangenheit der Region thematisiert werde, sei eine besondere und zugleich problematische Kontaktzone. Anders als intendiert spreche es kaum deutsche Gäste an, rufe allerdings, empörte Reaktionen bei der Bevölkerung hervor, während tschechische Gäste allein aufgrund der günstigen Lage, nicht wegen des historischen Vermittlungsanspruchs kämen. Lehrpfade im tschechisch-deutschen Grenzgebiet stellte *Karolína Pauknerová* (Prag) als materialisierte Kontaktzonen dar. Die zweisprachigen Tafeln entlang zweier exemplarisch ausgewählter Lehrpfade verknüpften Landschaft und Historie und gäben so (auch in ihrem Wandel) Einblick die jeweiligen Lesarten und (Re-)Präsentationen von Geschichte. Den Abschluss des ersten Veranstaltungstags bildete der Vortrag von *Sarah Kleinmann* und *Arnika Peselmann* (Dresden). Sie stellten das der Konferenz zugrundeliegende Forschungsprojekt vor, das Kontaktzonen im deutsch-tschechisch-polnischen Grenzraum am Beispiel formalisierter grenzüberschreitender Kooperationen untersucht. Als besondere Stärke des „Kontaktzonen“-Modells akzentuierten sie dabei die Verbindung sozialer Differenz bzw. Nähe mit Raumkonzepten.

Die vierte Sektion und damit der zweite Konferenztag begannen mit einem Beispiel der literarischen Verarbeitung des Themas der bürokratischen Kontaktzone. *Kaleigh Bangor* (Nashville) gab Einblick in einige Aspekte ihrer Dissertation zu Joseph Roth und schilderte dessen Wahrnehmungen der zunehmenden Bürokratisierung von Grenzen beim Reisen im zeitgenössischen Europa. Um ethnografische Filme als Medien einer Kontaktzone ging es im Vortrag von *Torsten Näser* (Göttingen). Er legte am konkreten Beispiel die Konflikte sowie Prozesse der „gelebten Praxis“ als Formen impliziter und expliziter Aushandlungen der Kontaktzone dar. Dabei forderte er, den „Schleier der harmonischen filmischen Feldforschung“ endlich zu lüften, der den Blick auf die komplexen Prozesse der Ethnografie verstelle.

In der fünften Sektion standen Museen im Mittelpunkt. *Susannah Eckersley* (Newcastle) präsentierte zwei Forschungsprojekte zu musealen (Re)Präsentationen von Migration. Dabei identifizierte sie drei

dominante Zugänge der untersuchten Museen zum Themenfeld Zwangsmigration: ‚neutral': „Es ist passiert"; ‚situated': „Es passierte hier und es veränderte den Ort" sowie ‚mnemonic': „Es passierte hier, uns. Wir erinnern es". Anhand der musealen Beispiele forderte Eckersley dazu auf, das Kontaktzonen innewohnende Konfliktpotenzial nicht außenvorzulassen. Kulturanthropologische Museen als Kontaktzonen thematisierte *Elisabeth Tietmeyer* (Berlin). Anhand von Beispielen aus der eigenen musealen Praxis am Museum Europäischer Kulturen in Berlin zeichnete sie Möglichkeiten und Grenzen partizipativer Methoden und Angebote nach. Dabei wurde deutlich, dass derartige Formate vielfältige Lernprozesse erforderten und auslösten: auf Seiten der Museumsschaffenden ebenso wie auf Seiten der Gäste.

Rita Sanders (Köln) fragte in der sechsten Sektion ausgehend von Feldforschungsergebnissen nach Kontakten und Formen der Abgrenzung in der russischen Exklave Kaliningrad. Die Region sei durch einen fast vollständigen Austausch der Bevölkerung am Ende des Zweiten Weltkriegs geprägt – bis heute. Sanders verwies insbesondere auf Alteritätskonstruktionen, die mit dem Zeitpunkt der Immigration verknüpft werden. Die ländlichen Peripherien Westböhmens als multiple kulturelle Kontaktzonen standen im Mittelpunkt des Vortrags von *Anja Decker* (München): Sie stellte ebenfalls ihre Feldforschungsergebnisse vor und zeichnete den Zuzug von Kreativen aus urbanen Milieus und dessen Einfluss auf Handlungsspielräume und Selbstwahrnehmung der Ortsansässigen nach.

Die Abschlussdiskussion diente der Verknüpfung der in den Beiträgen genannten Einzelaspekte und stellte nochmals die Vielschichtigkeit des Konzepts der Kontaktzonen heraus. Arnika Peselmann und Sarah Kleinmann betonten die Anwendbarkeit des Modells für unterschiedlichste Forschungsfelder und seine Eignung dafür, insbesondere soziale Gefüge in Grenzgebieten als komplexe, temporäre sowie fluide Netzwerke mit verdichteten Knotenpunkten der Interaktion und „Partial Connections" (Marilyn Strathern) zu verstehen. Zudem legten sie das Potenzial für kritische Selbstreflexion in ethnografischen Forschungen dar. Zugleich müsse das Konzept aufgrund der mit ihm einhergehenden starken Assoziationen für Fallstudien unbedingt präzisiert und theoretisch geschärft werden. Sie fragten daher abschließend: Stellt nicht jede zwischenmenschliche Begegnung eine Kontaktzone dar? Wie konstitutiv sind Spannungen und Konflikte für Kontaktzonen? Was unterscheidet sie von ‚Komfortzonen'?

Insgesamt hat die Konferenz die Bedeutung der Kontaktzonen als multidimensionale Denkfigur in den Sozial- und Geisteswissenschaften anhand zahlreicher Beispiele nachdrücklich aufgezeigt, dabei Möglichkeiten der Umdeutung sichtbar gemacht und zur Weiterentwicklung angeregt.

Uta Bretschneider

Tagungsbericht „Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde / Kulturwissenschaft in Europa nach 1945"

Wien, 16.–18.11.2017, Österreichisches Museum für Volkskunde

Vom 16.–18.11.2017 fand im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien die von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (SGV) und dem Verein für Volkskunde (VfV) organisierte Tagung *Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde / Kulturwissenschaft in Europa nach 1945* statt. An der international ausgerichteten Tagung, die auch englischsprachige Vorträge umfasste, nahmen neben KollegInnen aus der Schweiz und Österreich auch jene aus Deutschland, Estland, Slowenien und Tschechien teil. Das Programm wurde durch eine Posterausstellung von Hamburger Studierenden und einer Führung durch die Ausstellung *heimat:machen. Das Volkskundemuseum in Wien zwischen Alltag und Politik* im Volkskundemuseum sowie durch einen Empfang der Schweizer Botschaft im Museum und einem der Stadt Wien beim Heurigen ergänzt.

Ziel der Konferenz war es, zentrale Aspekte der Internationalisierung bzw. Europäisierung, von nationaler und regionaler Konzeption von fachlichem Wissen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg kulturwissenschaftlich zu reflektieren. Die OrganisatorInnen Birgit Johler, Magdalena Puchberger und Konrad Kuhn (Sabine Eggmann musste leider kurzfristig absagen) nahmen die diversen Schweiz-Bilder – die Schweiz als neutrales Land und von Winston Churchill als Urdemokratie bezeichnet – zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen, um die Prädestination der (neutralen) Schweizer Volkskunde als Vorbild für die

Formierung und Konzeption des fachlichen Wissens in Österreich und Deutschland nach 1945 zu belegen. Richard Weiss und sein Werk „Volkskunde der Schweiz" von 1946 war in den NS-korrumpierten Ländern Maßstab für eine Neuausrichtung und -konzeption des Faches sowohl in methodischer als auch in epistemologischer Hinsicht.

In seinem Grußwort erläuterte Direktor Matthias Beitl die wechselvolle Geschichte des Tagungsorts und seine künftige Rolle innerhalb der Wiener Museumslandschaft als (politischem) Ort für transparente, mutige und moderne Inszenierungspraxen.

Im Eröffnungsvortrag *Internationalisierungsprozesse in der Volkskunde /Europäischen Ethnologie nach 1945 – Bedeutungen, Chancen, Grenzen* näherte sich *Anita Bagus* (Jena) dem komplexen Desiderat der internationalen Fachgeschichtsschreibung mit einem speziell deutsch-deutschen Blick während der Ära des Kalten Krieges. Sie zeichnete die Entwicklung diverser Fachverbände (CIAP, SIEF, IUAES und ISFNR) nach und zeigte, wie AkteurInnen als Mitglieder sowohl einer nationalen als auch einer internationalen Scientific Community jeweils unterschiedliche Strategien und Ziele verfolgten, die eine vertrauensvolle internationale Zusammenarbeit oftmals erschwerten. Mit der Dekonstruktion des Aufbaus der Mitgliederstruktur und der Frage nach Kräfteverhältnissen und Machtstrukturen, die inhaltliche Standards festlegen, machte Anita Bagus deutlich, wie stark der Grad der Internationalisierung von einzelnen Persönlichkeiten und deren individuellen (Forschungs) Interessen abhängt.

Helmut Groschwitz (Berlin) eröffnete das erste Panel *Volkskundliche Großprojekte zwischen Nationalisierung und Internationalisierung* mit einem Vortrag zu *Neukartierungen der Kultur,* in welchem er der Rolle der Atlasprojekte bei der Re-Formierung der Volkskunde nach dem Zweiten Weltkrieg nachging. Er erläuterte die Entwicklungslinien am Beispiel des viel diskutierten und rezipierten Großprojekts *Atlas der deutschen Volkskunde* und ging auf die schwelenden Konflikte zwischen angewandter und wissenschaftlicher Volkskunde ein. Groschwitz zeigte auf, wie große Diskrepanzen und Uneinigkeit hinsichtlich einer inhaltlichen und methodischen Neuausrichtung sowie das Festhalten an überholten Konzepten der Kulturraumforschung eine erfolgreiche Fortschreibung des Projekts verhinderten.

Benno Furrer (Zug) stellte das Langzeit- und Großprojekt *Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz* vor, das 1948 von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde initiiert wurde und 2018/19 mit der letzten von insgesamt 38 Publikationen abgeschlossen sein wird. In den

ersten Jahren lag der Forschungsschwerpunkt auf Brauch-, Handwerks- und Dialektforschung und weniger auf der Hausforschung. Inzwischen haben sich neue Perspektiven und Schwerpunkte wie etwa die Bau- und Besitzergeschichte sowie wirtschafts- und sozialhistorische Fragestellungen entwickelt. Desiderate sind Konzepte für die Inwertsetzung national und europäisch bedeutender Bauernhäuser oder die Auswertung von Privatarchiven zum bäuerlichen Alltag. Furrer ging außerdem auf die Ambivalenz zwischen Bauernhausforschung, Denkmal- und Heimatschutz und die damit einhergehende Problematik bei der Feldforschung und Dokumentation ein.

Jiri Woitsch (Prag) erläuterte in seinem Vortrag *Comparative study of material culture in 1960s – an important chapter in the history of ethnology in Europe* Forschungsansätze zur materiellen Kultur in den 1950er und 1960er-Jahren in Zentral- und Osteuropa. In diversen Kooperationsprojekten entwickelten sich personenbezogene, internationale Netzwerke, die aber – teils aus politischen, teils aus fachspezifischen Gründen – nur einen limitierten Einfluss auf die langfristige theoretisch-methodische Entwicklung der Europäischen Ethnologie ausüben konnten.

Im Abendvortrag mit dem Titel *Kultur und Quellenforschung in der westdeutschen Volkskunde nach 1945* nahm *Elisabeth Timm* (Münster) in faszinierender Weise eine Neueinordnung der Ansätze der Münchner Schule um Hans Moser und der Münsteraner Schule um Bruno Schier vor. Basierend auf bisher unbearbeitetem Quellenmaterial führte sie aus, wie Moser und Schier völlig unterschiedliche Wissensansätze repräsentierten und doch eine Gemeinsamkeit aufwiesen, nämlich die, dass sie beide Mitte des 20. Jahrhunderts ihre Positionen veränderten. Bei beiden sind Umstellung und Verschiebung als Strategie zu sehen. Moser kooperierte dabei eng mit den staatlichen Stellen in München, wurde aber wie der Großteil des Faches aus einer breiten anthropologischen Diskussion ausgeschlossen. Von Bruno Schier präsentierte Timm ein Vorlesungsmanuskript, das dieser im Laufe der Jahre überarbeitete und an dem sich die Veränderungen zwischen 1934 und bis nach 1950 buchstäblich nachvollziehen lassen. Timm stellte die Frage nach Wissen und Nichtwissen und nach einem methodischen Zugang zur Analyse der „menschlichen Träume" hinter Schiers Konzept zu einer völkischen Wissenschaft.

Am Freitagvormittag reflektierte *Herbert Nikitsch* (Wien) im ersten Vortrag des Panels *Das Eigene in Relation: Beziehungen und Bezüge zu Europa* die Rezensionspraxis in der Österreichischen Volkskunde nach 1945 und stellte dar, welche Bedeutung die Rezensionspraxen für die Lenkung

disziplinärer Entwicklung hat. Am Beispiel von Leopold Schmidt, der den Rezensionsteil der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde verantwortete und rigoros nach seinem Sinne ausrichtete, zeigte Nikitsch auf, welches Machtpotenzial sich hinter dem Rezensionswesen verbirgt, welche Rolle persönliche Befangenheiten, Sympathien und Antipathien spielen, und dass letztendlich eine Rezension häufig mehr über den Rezensenten und seine wissenschaftspolitischen Intentionen aussagt als über das besprochene Werk. In der anschließenden Diskussion wurde die Frage nach einer Analyse des Rezensionsnetzwerks und der Governance aufgeworfen.

Helmut Eberhart (Graz) zeichnete am Fallbeispiel der Etablierung des Sternsingens durch die Wiener Familie Pollheimer ab 1950 nach, wie unterschiedlich österreichische FachvertreterInnen auf die (Wieder)Einführung dieses Brauches reagierten. Entlang der Entwicklungslinien machte er den Konflikt zwischen angewandter Volkskunde und analytischer Kulturwissenschaft deutlich sichtbar. Mit der Nähe zu den einflussreichen Akteuren der Heimatpflege hatten angewandte Volkskundler um Viktor Geramb zunächst stärkeren Einfluss auf die Entwicklung der österreichischen Volkskunde, jedoch waren die Thesen analytischer Kulturwissenschaftler, etwa die eines Leopold Schmidt, nachhaltiger und setzten sich im wissenschaftlichen Umfeld langfristig durch.

Die Entwicklung der slowenischen Volkskunde hin zur Europäischen Ethnologie zeichnete *Ingrid Slavec Gradišnik* (Llubljana) mit ihrer Präsentation *„Slovenia is Europe in miniature": Slovenian Volkskunde on the Way to European Ethnology* nach. Dabei betonte sie zentrale Veränderungen in den theoretischen und methodischen Forschungsansätzen, die protoypisch waren für die Transformation der wissenschaftlichen Untersuchung nationaler Volkskultur hin zur Europäischen Ethnologie in der europäischen Nachkriegsphase. Dabei folgte die Debatte in der slowenischen Volkskunde nicht dem ideologisch-adäquaten sowjetischen Wissenschaftsverständnis, sondern orientierte sich in dieser Phase der Neuordnung und Neuverortung am Diskurs wissenschaftlicher Netzwerke etwa in Österreich und der Schweiz.

Das dritte Panel *Forschung im Übergang: Gebiete und Systeme* eröffnete *Marleen Metslaid* (Tartu) mit einem Beitrag zur estnischen Ethnologie in Sowjet-Estland und im schwedischen Exil nach dem Zweiten Weltkrieg. Dabei betonte sie die spezielle Wirkung der Situation im Exil bzw. unter sowjetischer Herrschaft, die veränderten politischen und kulturellen

Kontexte, die zu einer besonderen Wertschätzung der estnischen *folk culture* als zentralem Element des Nationalgefühls führten und sich in den theoretisch-methodologischen Ansätzen der estnischen WissenschaftlerInnen widerspiegelte. Zudem beförderte die Nichtexistenz eines estnischen Nationalstaates früh die Entstehung transnationaler Netzwerke. In den 1990er Jahren fiel die alte estnische Ethnographie einem Generationenkonflikt zum Opfer und in der wissenschaftlichen Volkskunde wurden finnische und deutsche Ansätze implementiert, die sich primär phänomenologischen Themen und *lifestyle research* zuwandten.

Christian Marchetti (Tübingen) sprach zu *Marginalität und Kontinuität – deutschsprachige Volkskunden in und aus Südosteuropa nach 1945* und konzentrierte sich dabei auf AkteureInnen und Institutionen, die den lokalen deutschsprachigen Volkskunden im Raum des ehemaligen Königreichs Ungarn zuzurechnen sind. Diese sahen sich nach 1945 unterschiedlichen Umbruchslagen ausgesetzt, entweder nach Flucht und Vertreibung in einem neuen Land oder im Fall des Bleibens in einem neuen totalitären System. Marchetti beschrieb, wie dabei volkskundliche Wissensbestände in unterschiedlicher Weise aktualisiert und kapitalisiert wurden.

In der Mittagspause präsentierten Hamburger Studierende in einer Posterausstellung erste Ergebnisse ihres Forschungsprojekts zu Walter Hävernick und der Hamburger Volkskunde zwischen Universität und Museum. Die einzelnen Poster widmeten sich unterschiedlichen Facetten, die den Themen entsprechend durch originelle und anregende Umsetzungen unterstrichen wurden.

Das Panel IV *Wissen und Wirkung: Materialitäten und Praktiken* wurde mit einem Vortrag zur Wissensgeschichte der Brauchtumsforschung in der frühen DDR von *Cornelia Kühn* (Berlin) und *Franka Schneider* (Berlin) eröffnet. Die Referentinnen erläuterten, wie im Spannungsfeld der politischen Einflussnahme auf die wissenschaftliche Ausrichtung der Volkskunde in der DDR, deren Kulturpolitik durch die marxistische Interpretation einen Gegenpol zur BRD darzustellen hatte, unbequeme Teile der Fachgeschichte durch Vermeiden von Fachtermini – wie etwa Sitte und Brauch – sowie durch Entfernen und Zerschneiden fotografischen Archivmaterials eliminiert wurden. Am Beispiel der Eingriffe in das Archivmaterial zeigten sie, dass diese intendiert waren und keine zufällige Tätigkeit, und warfen die Frage auf, wie materielle Hinterlassenschaften ins Verhältnis zu Forschungsprogrammatiken zu setzen sind.

Reinhard Bodner (Innsbruck) analysierte die vielschichtige und einflussreiche Rolle Gertrud Pesendorfers und ihres Hauptwerkes *Lebendige Tracht in Tirol* während der NS-Zeit und in den Nachkriegsjahren und stellte zur Diskussion, ob nicht eine kommentierte Edition des Werkes als Beitrag zu einer kritischen (europäischen) Heimatkunde ein Fortschritt wäre, anstatt das Buch unter Verschluss zu halten. Schließlich wurden Pesendorfers Ansätze durchaus auch in der Schweiz und in Deutschland zur Kenntnis genommen und rezipiert.

Sab*ine Kienitz* (Hamburg) eröffnete den Samstagvormittag und das Panel *Disziplinierte Beobachtungen: Personen und Institutionen* mit der Präsentation des fachhistorischen und biografischen Projekts *Die Gegenwart als Gegenwelt. Walter Hävernick und die Deutsche Altertums- und Volkskunde in Hamburg*. Am Beispiel der Biografie Hävernicks lassen sich die Verflechtungen von gesellschaftlicher Veränderungsprozessen, persönlichen Dispositionen und wissenschafts- und fachpolitischen Gemengelagen deuten und analysieren.

Christine Burckhardt-Seebass (Basel) stellte in ihrem Vortrag *Avanti! Robert Wildhaber, ein Europäer in der Epoche des Kalten Krieges* die transnationalen Aktivitäten von Robert Wildhaber, einem mutigen und ambitionierten Quereinsteiger in die akademische Volkskunde, vor, den sie als großartigen Organisator, Praktiker ohne Berührungsängste und asketisch arbeitenden Wissenschaftler bezeichnete. Trotz skeptischer Beobachtung seiner Kontakte nach Osteuropa gelang es ihm, aussagekräftige Exponate aus Osteuropa in die Schweiz zu bringen, Ausstellungen zu kuratieren und den akademischen Austausch zu befördern.

Michael J. Greger (Salzburg) beschäftigte sich in seinem Vortrag mit Viktor Geramb und Richard Wolfram und deren Bemühungen, mit unterschiedlichen Vernetzungs- und Kollaborationsstrategien Zugang zu den akademischen Netzwerken der Schweiz und insbesondere zu Richard Weiss zu bekommen. Für beide war die Schweiz in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ein Sehnsuchtsort, an den sie reisen, wo sie recherchieren und publizieren wollten.

Eine (vielleicht) andere Geschichte des Volkskundlichen Seminars der Universität Zürich (1967–1983) versuchten *Meret Fehlmann* (Zürich) und *Mischa Galatti* (Zürich) in ihrem Vortrag und konzentrierten sich auf die (häufig prekäre) Situation des Mittelbaus im „Erdgeschoss der Kultur" – wo Arnold Niederer im imaginären Haus der Kultur die Volkskunde verortete. Die ReferentInnen beschrieben, wie laufbahnrechtliche Verordnungen und vorgetragene Argumente der Demokratisierung

der Lehre in der Schweiz dazu führten, Geschlechterungerechtigkeit zu zementieren und Hierarchien in der Lehre zu festigen. So übernahm etwa der Mittelbau den überwiegenden Teil der Lehrverpflichtung, und während Frauen für die Einführungsveranstaltungen zuständig waren, blieb das Hauptstudium eine Männerdomäne.

In den abschließenden Tagungskommentaren hob *Leonore Scholze-Irrlitz* (Berlin) hervor, wie eindrücklich ihr die Tagung die vielfältigen, vor allem thematisch und persönlich konfigurierten internationalen Netzwerke in der Nachkriegszeit bewusst gemacht bzw. vor Augen geführt hat. Es wurde ihr deutlich, wie stark diese als Ressourcen genutzt wurden, wofür ein Wissensbegriff nach Fredrik Barth künftig eine sinnvolle heuristische Kategorie sein könnte. Sie schloss sich der Einschätzung Christian Marchettis an, dass es nun an der Zeit sei, so manche standortgebundenen "geschliffenen Eitelkeiten", die mitunter Blindheit gegenüber diesen fachhistorischen Bezügen geführt hätten, hinter sich zu lassen.

Friedemann Schmoll (Jena) regte an, stärker als bisher das Augenmerk auf eine „gemeinsame internationale Fachgeschichte" jenseits „enger nationaler disziplinärer Käfige" zu legen. Um diese schreiben zu können, müssten verstärkt die jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen thematisiert werden, die den offenbar immer wieder vorhandenen Wunsch nach internationaler Zusammenarbeit zwar begrenzen und einschränken, aber nicht völlig blockieren konnten.

Sophie Elpers (Amsterdam) warf in ihrem Kommentar schließlich die Frage nach der je nationalen Rezeption internationaler Arbeiten auf und plädierte somit für einen differenzierten Internationalitätsbegriff. Welche Formen von Internationalität gab und gibt es und welche Aspekte, etwa den volkskundlichen Braindrain, sind noch nicht breit ausgeleuchtet? Elpers erinnerte in diesem Zusammenhang an Rudolf Braun, der zunächst den Verbleib im englischsprachigen Ausland einer etwaigen Weiss-Nachfolge in Zürich vorzog.

Die Ergebnisse der Tagung werden in einem Tagungsband erscheinen.

Margaretha Schweiger-Wilhelm

Wolfgang Slapansky (1959–2017)

Es sei gestattet, an den Anfang eine persönliche Erinnerung zu stellen. 1991, im 94. Jahrgang der Gesamtserie der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, durfte ich – als Student – erstmals für diese Zeitschrift schreiben. Es handelte sich zwar nur um einen Beitrag für den Rezensionsteil, aber es war mein allererster überhaupt, und als Ungeübter war ich dankbar für diese Möglichkeit. Es war nicht die damalige Redaktion der Zeitschrift, die mich dazu einlud, sondern Wolfgang Slapansky, der meinte, wir könnten doch gemeinsam „Stadtportraits. Stadtkultur im Sechserpack" besprechen. Es handelte sich dabei nicht um ein Buch, sondern um 24 Audiokassetten, in denen ebenso viele Sendungen der Ö1-Reihe *Diagonal* versammelt waren. Portraits von 24 verschiedenen Städten, die im Laufe der Jahre davor gesendet worden waren. Warum er damals mich dazu eigeladen hat, die Rezension mit ihm gemeinsam zu schreiben, weiß ich nicht mehr. Er hätte das alleine mindestens so gut gekonnt. „Stadt", das war eindeutig sein Thema. Aber ich habe mich darüber gefreut. Wir haben uns die Aufgabe dergestalt geteilt, dass ein jeder zwölf Porträts übernommen hat.

Von dieser kleinen Episode erzähle ich deswegen, weil sie den Rahmen absteckt, in den sich dieser Nachruf auf Wolfgang Slapansky einfügt: zum einen sein liebstes Forschungsfeld, die Stadt, zum anderen sein späterer und langjähriger Arbeitgeber, der ORF beziehungsweise dessen Radiosender Ö1, mit *Diagonal*, jener Reihe, die für ihn das Maß für guten Radiojournalismus war, und schließlich das Organ, in dem hier seiner gedacht wird, die ÖZV.

Wolfgang Slapansky wurde am 25. September 1959 in Wien geboren. Sein ganzes Leben verbrachte er im 10. Gemeindebezirk der Stadt – in „seinem" Favoriten. Er studierte Volkskunde an der Universität Wien – vor allem, weil es dort damals eine „Arbeitervolkskunde" gab – und promovierte 1991 mit einer Kulturgeschichte über den „Böhmischen Prater", eine urbane Vergnügungsstätte für die Arbeiterschaft, die sich am Ende des 19. Jahrhundert im Süden Wiens etabliert hatte. Die Dissertation wurde unter dem Titel *Das kleine Vergnügen an der Peripherie* veröffentlicht. Slapansky beschreibt da eine Freizeitkultur zwischen Kettenkarussel, Drehorgel und Kasperltheater und die Geschichten der Schaustellerfamilien, die diese betrieben haben und noch betreiben. Das Buch lässt bei aller methodischen Sorgfalt des Kulturwissenschaftlers die

innige Vertrautheit spüren, mit der der Autor den Ort und das Phänomen erfasst hat. „Fast schon zärtlich nähert sich der Favoritner Wolfgang Slapansky der Seele des Arbeiterbezirks Favoriten, dem hoch oben am Laaer Berg gelegenen Böhmischen Prater an", hat damals der Rezensent der Tageszeitung *Der Standard* befunden.

In diesen Jahren legte Wolfgang Slapansky eine Reihe weiterer Publikationen zu stadtspezifischen Themen vor. *Das kleine Vergnügen an der Peripherie* sollte aber seine bedeutendste und dauerhaft wirksam bleiben. Denn just in deren Erscheinungsjahr wechselte er auch aus der Rolle des kulturwissenschaftlichen Forschers in jene des Gestalters von Hörfunksendungen im Österreichischen Rundfunk. Er arbeitete zunächst bei Radio Wien, bald aber und bis zuletzt bei Ö1 und dort in den Abteilungen „Religion" und „Wissenschaft".

Die Religion als Thema der Auseinandersetzung war Neuland für ihn, in seiner wissenschaftlichen Arbeit hatte es nie eine herausragende Rolle gespielt. Wahrscheinlich gerade deswegen vermögen die Sendungen, die er in den vergangenen 25 Jahren zu Religions-Themen gestaltet hat, seine Qualitäten in der Erarbeitung und im Aufbau einer Reportage zu zeigen. Wolfgang Slapansky verstand es, die geeigneten Interviewpartner zu einem Thema auszuwählen, und eine Geschichte aufzubauen, die für die Hörerinnen und Hörer gleichermaßen spannend wie gewinnbringend war. Er legte diesen Sendungen seine ihm eigene Toleranz und Unaufgeregtheit zugrunde, eine Haltung, die sehr wohltuend gerade für das Thema „Religion" gewesen ist.

Neben den Beiträgen für Kern-Sendereihen der Abteilung Religion (zum Beispiel *Logos*, *Religion aktuell*, *Erfüllte Zeit*), entstand über die Jahre eine Vielzahl von Hörfunkbeiträgen zu ganz unterschiedlichen Sendungen und Formaten von Ö1, unter anderem für die *Journale*, *Dimensionen*, das *Salzburger Nachtstudio* oder Feiertags-Spezialsendungen. Allen seinen Hörfunkbeiträgen gemeinsam war, dass sie von jenem Fachverständnis geprägt waren, zu dem seine kulturwissenschaftlich-volkskundliche Ausbildung den Grundstein gelegt hatte. Insofern war Wolfgang Slapansky über all die Jahre ein sehr wichtiger Vermittler der Inhalte von Volkskunde/Europäische Kulturwissenschaft. Aufgrund seiner Arbeit erhielten diese eine Breitenwirkung, die kaum überschätzt werden kann. Sehr direkt spürbar wurde das in den Sendungen, die er mit konsequenter Regelmäßigkeit zu den Österreichischen Volkskundetagungen gestaltete. Eine jede dieser wichtigen Fachveranstaltungen, die in der jüngeren Vergangenheit stattgefunden hat, wurde in einer

halbstündigen *Dimensionen*-Sendung von Wolfgang Slapansky zusammengefasst präsentiert. Ebenso hat er immer wieder über Ausstellungen berichtet, die beispielsweise im Volkskundemuseum in Graz, im Volkskunstmuseum Innsbruck oder im Volkskundemuseum Wien gezeigt worden sind. In dieser breitenwirksam vermittelnden Rolle wird er dem Fach wohl besonders fehlen.

Abgehen wird er auch dem Studienfach Europäische Ethnologie. In der Eigenschaft des Lektors hat er einer Vielzahl von Studentinnen und Studenten vor allem die Vermittlung kulturwissenschaftlicher Inhalte in der medialen Öffentlichkeit nahegebracht. Er war eine von wahrscheinlich ganz wenigen Personen, die an den Universitätsinstituten sowohl von Graz, als auch von Innsbruck und Wien unterrichtet hat. Die Nachwirkung aus dieser Tätigkeit kann im Gegensatz zur schriftstellerischen und hörfunkredaktionellen nur ganz schwer eingeschätzt werden, aber es ist auffällig, dass unter den Fachvertreterinnen und -vertretern immer wieder davon die Rede ist, dass sowohl seine Lektoren- als auch seine frühere Tutorentätigkeit und nicht zuletzt seine seinerzeitige Präsenz als Kommilitone von sehr vielen und immer wieder als sehr gewinnbringend empfunden worden ist. So sind es wohl nicht so sehr „große Meilensteine", die Wolfgang Slapansky gesetzt hat und die ihn zu einer wichtigen Persönlichkeit des Faches machen, sondern ein stetes liebenswürdiges und bescheidenes Wirken, das gleichwohl von profundem kulturwissenschaftlichen Wissen begleitet war. Und hinter alledem – das mag ihm ein wenig unterstellt sein – stand eine optimistische und philanthropische Weltsicht, die womöglich seine Arbeit angetrieben hat.

In diesem Sinne möchte ich auch an den Schluss dieses Nachrufs eine persönliche Erinnerung zu stellen: Es war vor etwa 20 Jahren, in einem recht billigen Café, in dem man sehr spät in der Nacht noch etwas zu trinken bekommen hat. Wolfgang und ich diskutierten wahrscheinlich gerade über die „Notwendigkeit", den Namen unseres Faches von „Volkskunde" in „Kulturwissenschaft" abzuändern; vielleicht auch nur über die gesellschaftliche Bedeutung der englischen Rockband *The Kinks*, die er zeitlebens hoch schätzte. Auf einmal nahm ich in seinem Rücken, weiter hinten im Lokal, eine Auseinandersetzung wahr. Aus offenkundig xenophoben Motiven wurden zwei Männer gegenüber einem dritten handgreiflich. Ich hätte in diesem Augenblick nicht den Mut gehabt, irgendetwas zu unternehmen und machte lediglich Wolfgang auf das Geschehen aufmerksam. Er drehte sich um und beinahe im selben Moment sprang er auf, eilte hinzu und trat dazwischen. Forsch und ohne

jede Rücksichtnahme auf sich selbst gelang es ihm, die Situation zu beruhigen. Aus heutiger Sicht kann ich die Gefahr, in die er sich da begeben hat, nicht mehr einschätzen. Aber er hat – sehr selbstverständlich – eine Zivilcourage gezeigt, für die ich selbst zu feige gewesen bin und die mir lebenslange Hochachtung abgerungen hat.

Bleibt nur noch zu erwähnen, dass sich die Episode im 10. Wiener Gemeindebezirk, in „seinem" Favoriten, zugetragen hat. Wo sonst, mag man fragen.

Wolfgang Slapansky ist am 30. August 2017 gestorben.

Christian Stadelmann

Literatur der Volkskunde

Gabriela Kompatscher, Reingard Spannring, Karin Schachinger:
Human-Animal Studies. Eine Einführung für Studierende und Lehrende.
Münster, New York: utb Waxmann 2017, 264 Seiten.

In den letzten Jahren formierte sich mit der *Human-Animal-Studies-Forschungsgruppe* an der Universität Innsbruck eine Forschungs- und Lehrinitiative, die mit einer Reihe von Lehrveranstaltungen, Vorträgen und Buchprojekten das Anliegen der Human-Animal Studies (HAS) in Österreich vertritt. Gabriela Kompatscher, Reingard Spannring und Karin Schachinger, die dieser Innsbrucker Forschungsgruppe angehören, verfassten mit *Human-Animal Studies* eine fundierte und für die deutschsprachigen Wissenschaften eine erste Einführung in dieses junge, interdisziplinäre Forschungsfeld, in dem ausgehend vom anglophonen Raum seit etwa 30 Jahren zum Verhältnis von Menschen und nicht-menschlichen Tieren gearbeitet wird.

Der Einführungsband folgt in Struktur und Aufbau der Logik eines Lehrbuches, so schließen sich an Grundlagen und Definition (S. 16–30) informative und verständliche Kapitel zu der „gesellschaftlichen Konstruktion von Tieren" (S. 31–54) und den sich mit nicht-menschlichen Tieren verbindenden „kulturellen Praktiken" (S. 55–107) an. Nach einer Einführung in die „Tierethik" (S. 108–140) und der Vorstellung verschiedener theoretischer Konzepte (S. 141–199) verweisen die Autorinnen auf den multidisziplinären Zugang des Forschungsfeldes, indem sie verschiedene Methoden und die Ziele der HAS (S. 200–216) vorstellen. Hilfreich listet ein Glossar am Ende des Bandes zentrale Begriffe auf, danach informieren noch zwei weitere Abschnitte im Anhang über mögliche „Forschungsthemen für studentische Arbeiten" (S. 224–233) und „wegweisende Forschungszusammenschlüsse" (S. 234–236). Zuletzt bietet die umfangreiche und gegliederte Bibliografie (S. 234–264) Orientierungshilfe für eigene Recherchen. Jedes Kapitel wurde mit einer Hinführung versehen und durch Infoboxen, Arbeitsaufgaben, Literaturtipps und Wiederholungsfragen mit Antworten und Lösungsvorschlägen ergänzt. Insgesamt bietet diese Einführung also eine wohlsortierte und informative Handreichung sowohl für Studierende als auch für Lehrende, für die der Band Vorlage und Ergänzung zu eigenen Lehrangeboten sein kann.

Das gesellschaftliche und wissenschaftliche Interesse am Mensch-Tier-Verhältnis, so die Autorinnen, speise sich aus der politischen Bewegung für Tierrechte und einem gegenwärtigen, von tierethischen

Positionen her eingeleiteten Paradigmenwechsel: dem *animal turn*. Diesen neuerlichen *turn* in den Kulturwissenschaften (nach dem *linguistic turn* und anderen *cultural turns*) zeichnen die Hinwendung zu nicht-menschlichen Tieren in den Geistes- und Sozialwissenschaften und deren Wahrnehmung als Akteure, Subjekte und Individuen von „intrinsischem Wert" aus (S. 22 f). Der „Wert eines Lebewesens" sei dann „intrinsisch", wenn er einem „Subjekt um seiner selbst willen" innewohne (S. 25). Im Fokus der HAS stehen demnach „Interaktionen, Beziehungen und Verhältnisse zwischen Menschen und Tieren", um anhand mehrdimensionaler Analysen und in emanzipatorischer Absicht Wissen über nicht-menschliche Tiere und deren Verwobenheit mit der menschlichen Kultur zu schaffen (S. 23 u. 26). Die Autorinnen treffen eine definitorische Unterscheidung zwischen Interaktionen, Beziehungen und Verhältnissen: Mit Interaktionen meinen sie kurzzeitige Begegnungen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Lebewesen; in Beziehung zueinander stünden diese über einen längeren Zeitraum, der es ermögliche, eine tiefergehende Bindung aufzubauen; und mit Mensch-Tier-Verhältnissen sei schließlich die Makroebene des gemeinsamen Existierens der Lebewesen angesprochen. Zentrales Anliegen der Autorinnen ist es, die kategoriale Grenzziehung zwischen Menschen und nicht-menschlichen Tieren zu dekonstruieren und als kulturelles Phänomen in Gegenwart und Vergangenheit zu hinterfragen. Um die Praktiken und Konsequenzen dieser Grenzziehung zu beschreiben, entlehnen sie das Konzept des *Othering* aus den Postkolonial Studies, das auf Gayatri Chakravorty Spivak zurückgeht. Spivak beschreibt mit Othering den Ausschluss und die gleichzeitige Abwertung eines als fundamental anders konstruierten Gegenübers, das dadurch zum Objekt der Betrachtung und Verachtung wird. Mit dem Ausschluss dieses *Anderen* geht eine gedachte und sinnstiftende Homogenisierung des *Eigenen* einher. In den HAS erfuhr dieses Konzept eine das nicht-menschliche Leben umfassende Erweiterung und dient so zur Analyse und Beschreibung des Mensch-Tier-Verhältnisses: Durch die Ausgrenzung und Abwertung nicht-menschlichen Lebens wird menschliches Leben als homogen und privilegiert empfunden. Daran schließen sich konkrete Praktiken des Ausbeutens bis hin zur Legitimation des Tötens nicht-menschlicher Lebewesen. Ausgehend davon stellt der Mitautor Reinhard Margreiter verschiedene Positionen einer philosophischen Tierethik vor, um schließlich ein Tierrechtskonzept vorzuschlagen, das nicht-menschlichen Lebewesen einen dem menschlichen Leben ebenbürtigen Stellenwert zuspricht (S. 139 f). Wie Reingard Spannring ausführt,

bedienen sich die HAS für ihre Kritik an gegenwärtigen und vergangenen Mensch-Tier-Verhältnissen verschiedener theoretischer Zugänge, darunter jene gesellschaftskritischen Denkschulen, die das 20. und 21. Jahrhundert maßgeblich geprägt haben: Marxismus und Frankfurter Schule; Feminismus – insbesondere feministische Fürsorgeethik und Ökofeminismus – sowie Postmoderne/Posthumanismus mit Michel Foucaults Machtkonzept, Gilles Deleuzes und Felix Guattaris *Tier-Werden* und Donna Haraways Ansätzen. Vor diesem theoretischen Hintergrund führen die Autorinnen das Konzept der *Animal Agency* ein, um die „Wirkungs- und Handlungsmacht von Tieren" zu konzeptualisieren, sie verweisen dabei aber zugleich auf die noch währende Uneinigkeit bezüglich dieses Konzeptes innerhalb der HAS und den Geistes- und Sozialwissenschaften sowie auf die potenzielle Offenheit für eine Weiterentwicklung, die *Animal Agency* als Begriff und Konzept mit sich bringt (S. 180 ff). Im Anschluss daran wird mit *Intersektionalität* ein Analysebegriff vorgestellt, der zunächst von Kimberlé Crenshaw (1989) zur Untersuchung und Beschreibung mehrfacher und sich kreuzender Diskriminierungen von menschlichen Lebewesen entwickelt wurde und nun in den HAS herangezogen wird, um auf nicht-menschliches Leben in multiplen Unterdrückungs- und Ausbeutungsverhältnissen hinzuweisen, diese zu kritisieren und zu überwinden (S. 190 ff). In diesem Zusammenhang wird auf die Diskriminierungskategorie *Spezies* eingegangen, für die in Analogie zu Rassismus, Sexismus und Klassismus der Begriff *Speziesismus* eingeführt wird. Speziesismus beschreibt die „Diskriminierung eines Lebewesens aufgrund seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Spezies oder Art" (S. 222, Glossar) und bildet für die HAS eine zentrale Denkfigur. Als interdisziplinäres Forschungsfeld greifen die HAS nicht nur auf verschiedene theoretische Traditionen zurück, sie bedienen sich auch unterschiedlicher Methoden und entwickeln diese in Anbetracht des neuen Forschungszugangs weiter. Die Perspektivenverschiebung der HAS, die nicht-menschliches Handeln und Wirken fokussieren, lässt Forschende zunehmend auf verstehende Methoden zurückgreifen und diese anhand der jeweiligen Forschungsfrage anpassen und erweitern, um „Perspektiven und Interessen der Tiere zum Ausdruck zu bringen" (S. 201) und die „tierlichen Akteure" sichtbar zu machen (S. 212). In diesem Zusammenhang beschreiben die Autorinnen die Herausforderung, im Forschen und darüber hinaus einen „Tierstandpunkt" einzubringen (S. 203 ff). Analog zum feministischen Anliegen, die Stimmen der Unterdrückten und Unhörbaren zu vernehmen und zu emanzipieren, stellt sich den HAS

die Frage nach Möglichkeiten und Methoden, „Tierstimmen hörbar zu machen" (S. 202). Als verstehende und in den HAS erfolgreich anwendbare Methode begreifen die Autorinnen die Ethnografie, beeinflusst von einer Phänomenologie, wie sie auf Maurice Merleau-Ponty zurückgeht, der seinen Fokus auf die Leiblichkeit legte und einen „sinnverstehenden, leiblichen Zugang" propagierte (S. 214). Unter „Forschungsmethoden" (S. 212) erfolgt dann der Hinweis auf die „multispecies ethnography" von Eben Kirksey und Stefan Helmreich (2010) und die „sensory ethnography" von Sarah Pink (2009) (S. 212–213). Ethnograf_innen würden ihre „Sinne und Körper als Instrumente" einsetzen, und dies sei ein „idealer Weg, um etwas über diese Praktiken und über dieses Feld zu lernen und herauszufinden" (S. 213). Neben der Auflistung der genannten Zugänge, die „die Ethnografie" (S. 212) etwas unscharf als Methode an sich vorstellt, hätte sich die Rezensentin eine eingehendere Beschreibung methodischen Vorgehens im Einzelnen gewünscht: Wie genau gestaltet sich eine Ethnografie mit nicht-menschlichen Akteur_innen? Gibt es vielleicht Erfahrungen mit der Methode der Teilnehmenden Beobachtung in den HAS? Oder ließe sich das klassische Interview möglicherweise durch das Aufzeichnen von Interaktionssequenzen der Forschenden mit den nicht-menschlichen Akteur_innen der Forschung ersetzen?

Es ist die Stärke dieses Einführungsbandes, die vielfältigen Zugänge und die verschiedenen (inter)disziplinären Ansätze, die sich in gesellschaftskritischer und mitunter politisch intervenierender Absicht mit dem Themenkomplex Tier-Mensch-Verhältnis auseinandersetzen, als Human-Animal Studies zu benennen und damit als eigenständiges und wachsendes Forschungsfeld zu fassen. Damit legen die Autorinnen einen Grundstein zur weiteren akademischen Verankerung der HAS im deutschsprachigen Raum und bieten Studierenden wie Lehrenden eine erste Orientierung. Dass damit Fragen wie die oben formulierten angestoßen werden, liegt wohl durchaus in der Absicht der Autorinnen.

Nadja Neuner-Schatz

Hans Grießmair: Stuben und Möbel im Tiroler Bauernhaus.
Bozen: Athesia Tappeiner Verlag 2016, 143 Seiten,
SW- und Farbabbildungen.

Der Gründer und langjährige Leiter des Südtiroler Volkskundemuseums in Dietenheim hat schon eine Reihe informativer und gut gestalteter Bücher verfasst, die als Handbücher gelten können. Dazu gehört etwa das nützliche Kompendium zum materiellen Bestand und Gehalt dessen, was „Volkskultur" genannt wird (Bewahrte Volkskultur, Führer durch das Südtiroler Volkskundemuseum, Brixen 2004). Wie damals hat der Autor auch bei *Stuben und Möbel im Tiroler Bauernhaus* aus naheliegenden Gründen im Wesentlichen auf Bestände des Dietenheimer Museums und befreundeter Museen zurückgegriffen. Damit sind vor allem wegen ihrer Besonderheit – aufgrund von Qualität oder Form – musealisierte Objekte ins Blickfeld geraten. Wie alles Erinnern bedeutet auch museales Erinnern immer auch ein Auswählen, und da fallen einfachere Stücke manchmal durch das Raster: Sie wurden vernutzt, aufgebraucht, meist sind sie längst verheizt oder anderweitig entsorgt worden sein – Károly Gaál oder Utz Jeggle haben dieses Leben der Dinge im vergangenen Jahrhundert eindrücklich skizziert. Es bleiben also die besonderen Stücke, und so präsentiert der Band schöne Stücke, die während der letzten Jahrhunderte als Repräsentanten eines Bildes bäuerlicher Kultur einer beständigen Überlieferung überantwortet worden waren.

Das tut aber der Sache keinen Abbruch. Denn Grießmaier geht es nicht allein um die Möbel in den Stuben, sondern um den Umgang mit den Sachen und um die Bedeutung, die sie im Alltag gehabt haben. In diesen Sachgeschichten sind die Umgangsweisen und die daraus resultierenden Verhaltensweisen in der Stube, dem Zentralraum des Hauses, enthalten. Diesem Zentralraum haftet bis heute eine emotionale Heimat-Bedeutung an. Seit man von Stube reden kann, ist sie oft sogar zum häuslichen Kultraum geworden, nicht nur, wenn man an ihre Ausstattung mit Weihbrunnen und Heiligenbildern und die Ausbildung der „heiligen Hinterecke" (Gustav Ränk) in der frühen Neuzeit denkt.

Die Zentralität der Stube für das Bild des Wohnens lässt sich recht gut im Grimmschen Wörterbuch nachlesen. Engst beschrieben enthält das Werk hunderte von Belegen, die auf diese Bedeutungen zielen. Das in allen germanischen Sprachen (und darüber hinaus) vorhandene Wort „Stube" bezeichnet einen rauchfrei beheizbaren, somit den warmen

Wohnraum. Diese Merkmale machen die Stube zum Ort, in dem sich entwickeln konnte, was man heute Wohnkultur nennt. Diese zentrale Bedeutung der Stube wird auch sichtbar, wo sich die Besitzer der Stube (wie im Wiener Volkskundemuseum) über dem Türstock aufgeschrieben finden, was die Stube pars pro toto symbolisch mit dem ganzen Haus gleichsetzt. Zum Wohnen, zum Ausbilden von „Kultur" war Voraussetzung, dass es nicht nur einen beheizbaren, sondern einen rauchfreien – lange oftmals separat abgezimmerten – Raum gab, in dem sich etwa Wandschmuck entwickeln konnte. Die Bedeutung dieses rauchfrei beheizbaren Raumes erweist sich auch in der Qualität der Möbel, wie sie in dem hier annoncierten Buch gezeigt werden.

Und damit ist ein weiterer Aspekt der Sachgeschichte dieser Möbel angesprochen. Die vertäfelten Tiroler Stuben und ihre Einrichtung haben zu verschiedenen Zeiten und vor allem unter dem Aspekt „von der Etsch bis an den Belt" das Interesse von Museen wie von potenten Sammlern geweckt und auch Anlass zu frühen und späten Beutezügen gegeben. Als Ergebnis dieser Wellen sind Tiroler und dann insbesondere Südtiroler Möbel vor allem im deutschsprachigen Raum heute weit verstreut zu finden. Tirol und insbesondere Südtirol muss um 1900 für die Museen in Nürnberg, Hamburg, München, Dresden, Leipzig oder auch Wien eine Art Eldorado für die Aufkäufer von Möbeln gewesen sein. Aus der Abtei Neustift bei Brixen etwa stammt ein Sakristeischrank auf der Burg Kreuzenstein, den Graf Johann Nepomuk Wilczek ebenso wie mehrere tirolische Giebelschränke in sein historisiertes Burgensemble eingegliedert hat. Dieser Polarforscher, Kunstmäzen, Kunstsammler und Philanthrop, eine prominente Persönlichkeit in der Monarchie, war seit 1874 mit dem Wiederaufbau der Burg der Verwirklichung seiner damals weit verbreiteten Mittelalter-Visionen gefolgt.

Unter dem Motto „Ehe sie verklingen…" hatte Johannes Künzig einst Lieder aufgeschrieben. Und ehe sie verschwinden (etwa in Privathäusern) möchte auch Grießmaier *Stuben und ihre Möbel* aufzeichnen, denn für die Jahre nach 1960 mit ihrer verkehrsmäßigen Erschließung der Berghöfe und deren Modernisierung verbindet er einen Verlust an Gegenständen als ein „letztes Abräumen". Grießmair geht es dabei nicht nur um die Möbel, sondern um deren Kontext – und um eine Haltung den Dingen gegenüber, die er als verloren gehend oder bereits vergangen sieht. In das Wissen um Funktion und Nutzung der Gegenstände sieht er das Bild einer ländlichen Gesellschaft, in der die Dinge jene tiefere Bedeutung hatten, die sich vor allem in der Stube und ihrem Inventar manifestierte.

Die neuen Verwendungen der Möbel, den Weg zum bloß noch Dekorativen beschreibt Grießmaier als einen abschüssigen. Sein Buch versucht den Verlust des alten Wissens aufzufangen. Den Text des Bandes, dessen reicher Bilderfundus passend angeordnet ist, rahmen Zitate Rilkes über die Schönheit der einfachen Dinge und Goethes Bemerkungen über seinen böhmischen Reisekorb: Dieser ist nicht allein so vernünftig und zweckmäßig als möglich, sondern er ist dabei auch die einfachste, gefälligste Form, sodass man sagen kann, er stehe auf dem höchsten Punkt der Vollendung. Diesem „Hymnus auf das Einfache" – als solchen bezeichnet ihn Johannes Urzidil (Goethe in Böhmen, 1962, S. 280) – folgt Hans Grießmair, indem er die Angemessenheit, die Einfachheit der historischen bäuerlichen Wohnkultur als besondere Qualität in einem eigenen Kapitel beschreibt.

Man kann freilich neugierig sein und fragen, ob und wie und warum die Möbel dadurch in ein neues Dasein und in eine neue Beziehung zu den Menschen gelangt seien. Sie sind nicht aufgebraucht, vernutzt, verheizt, sondern werden heute genutzt. Sie sind immer noch da, aber sie sind dies eben nur, weil sie neue Bedeutungen an sich gezogen haben, weil ihnen die Menschen solche Bedeutungen zugedacht haben. Wenn auch ihr Marktwert im letzten Jahrzehnt geringer geworden ist, wie das Auktionen etwa im Dorotheum zeigen, denken manche Menschen ihnen doch neu-alte Bedeutungen zu. Manche mögen auf eine Macht der Dinge hoffen, die Anmutungen – Heimeliges, Gemütliches, Eckbankiges – Wirklichkeit werden lassen.

Dem schön gemachten Buch, das schöne und handwerklich gut gemachte Stücke in schönen Bildern zeigt, entspricht ein maßvoller, ruhiger und kluger Text, der das Fachwissen über Stuben und ihre Möbel zusammenfasst und in verständlicher Weise ausbreitet. Schließlich soll das Wissen auch bei jenen landen, die solche Möbel nutzen, in moderne Kontexte einzubinden suchen und ihnen damit „Sinn" geben.

Konrad Köstlin

Katarína Popelková u. a.: Was bedeutet ein Feiertag im 21. Jahrhundert in der Slowakei? (= Ethnologische Studien, Bd. 21) Bratislava: Institut für Ethnologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften 2014, 320 Seiten, SW- und Farbabbildungen.

Die Publikation des Autorenteams vom Institut für Ethnologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften Zuzana Beňušková, Monika Vrzgulová, Juraj Zajonc und der Redakteurin Katarína Popelková konzentriert sich auf ein im fachlichen wie im öffentlichen Diskurs äußerst aktuelles Thema. Es geht darum, Einblick in heutige Ritualpraktiken zu bekommen – und konkret darum, Antworten auf folgende, nur auf den ersten Blick einfache Fragen zu geben: Was verstehen die heutigen Bewohner der Slowakei unter einem Feiertag? Wie begehen sie solche Feiertage und welche Rolle spielen diese heute? Was können wir mithilfe von Feiertagen über die Gesellschaft in der Slowakei erfahren? Mit diesen Fragen befassten sich die vier AutorInnen in einem wissenschaftlichen Projekt, das unter dem Titel „Rituelles Verhalten als strategisches Instrument der Gruppenidentifikation. Soziale und kulturelle Kontexte heutiger Feiertage in der Slowakei" in den Jahren 2011 bis 2014 durchgeführt wurde und dessen Ergebnisse in dem hier angezeigten Buch dargestellt werden.

In der Einleitung der umfangreichen Publikation skizziert Katarína Popelková die Ziele des Projekts, mit dem Feiertage als soziales Phänomen erforscht und ihre Gestaltung und Rezeption im Wandel der Gesellschaft innerhalb eines konkreten historischen Zeitabschnitts festgestellt werden sollten, wobei man sich neben bekannten und seit langem begangenen Festlichkeiten auch neuen Feiertagen zuwandte. K. Popelková – die den theoretischen und methodologischen Zugang des Projekts detailliert beschreibt und Grundbegriffe wie Feiertag, Ritual oder Ritualisierung terminologisch festlegt – weist denn auch auf die zunehmende Zahl von Feiertagen in den letzten Jahrzehnten hin, hält aber zugleich fest, dass diese quantitative Steigerung mit einer zunehmend individualisierten Rezeption einhergeht. Natürlich dürfen wir uns solche Individualisierung – wie jede Art von Modernisierungsprozessen – nicht als stetige, gewissermaßen evolutionäre Veränderungen, sondern als immer auch umkehrbare und in sich differenzierte Prozesse (vgl. Martin: Modernization in Crisis, in: Adamski u. a.: System Change and Modernization, 1999) vorstellen. Wie die Ergebnisse des Forschungsteams

zeigen, wurden zwar rituelle Aktivitäten vom gesellschaftlichen Wandel nach 1989 und den damit einhergehenden neuen wirtschaftlichen und sozialen Umständen erheblich beeinflusst und erweitert, doch haben andererseits die Menschen beim Begehen der Feiertage auch ältere, aus verschiedenen Gründen unterdrückte oder vergessene Praktiken wieder aufgenommen.

Der Hauptteil der Publikation widmet sich in vier Kapiteln bestimmten Feiertagen und beginnt mit dem Beitrag von K. Popelková mit dem Titel *Was nützen uns Gesetze über Feiertage?* Die Autorin analysiert den Feiertagskalender der Slowakischen Republik (SR), betrachtet also jene Tage, die gesetzlich arbeitsfrei oder Gedenktage sind. Gegenwärtig enthält der Kalender sechs Staatsfeiertage der SR und neun arbeitsfreie Tage. Dabei handelt es sich um den 1. Januar (Tag der Entstehung der unabhängigen Slowakischen Republik), 6. Januar (Erscheinung des Herrn – Hl. drei Könige), Ostern (Karfreitag und Ostermontag), 1. Mai (Tag der Arbeit), 8. Mai (Tag des Sieges über den Faschismus), 5. Juli (Hl. Kyrill und Hl. Methodius), 29. August (Jahrestag des Slowakischen Nationalaufstands), 1. September (Tag der Verfassung der SR), 15. September (Feiertag der sieben Schmerzen Mariens, der Patronin der Slowakei), 1. November (Allerheiligen), 17. November (Tag des Kampfes gegen die Totalität), Weihnachten (24., 25. und 26. Dezember). Das Gesetz über Feiertage wurde bereits im ersten Jahr des Bestehens der SR im Herbst 1993 verabschiedet – ein Zeichen für ihre Bedeutung in dem neu entstandenen Staat. K. Popelková, die sich auf die Jahre ab der Verabschiedung des Gesetzes 1993 bis Ende 2013 konzentriert – befasst sich vor allem damit, welchen Bedeutung den diversen Feiertagen in der Politik bei der erstmaligen Verabschiedung des Gesetzes und den fünf nachfolgenden gesetzgebenden Perioden – deren Änderungen das Ergebnis des heutige Feiertagskalenders ist – beigemessen wurde. Es gelingt ihr dabei, eine Reihe übereinstimmender, aber auch gegensätzlicher Bedeutungen von Feiertagen quer durch das politische Spektrum herauszuarbeiten, und sie zeigt darüber hinaus, dass trotz aller Säkularisierungstendenzen in der Moderne weiterhin ein starker Einfluss der Kirche auf die Auswahl von Feiertagen und deren Funktionen zu beobachten ist. Zudem stellt sie fest, wie und wodurch die Staatsmacht konkrete Auslegungen und Symbole von Feiertagen propagiert, beschäftigt sich also in Verfolgung von Gedanken Pierre Bourdieus (Teórie jednání [Theorie der Praxis], Praha 1998, 69 ff.) mit den Instrumenten der symbolischen Gewalt des Staates bei der Durchsetzung öffentlicher Repräsentationen. Die Ergebnisse

ihrer Forschung belegen den Wandel des Gehalts von Feiertagen in der relativ kurzen, politisch jedoch sehr turbulenten Zeitspanne zweier Jahrzehnte, in denen es zu einer erheblichen Umstellung der politischen Orientierung der SR und des Stils des öffentlichen Diskurses gekommen war. Zugleich weisen die empirischen Daten auf eine breite Streuung von Meinungen über Feiertage und über das Feiern allgemein in der heutigen Bevölkerung hin.

Die nachfolgenden Kapitel widmen sich jeweils einem bestimmten Feiertag. Es handelt sich um Fallstudien, die als Beispiel eines historischen bzw. politischen Feiertages – der Jahrestag des Slowakischen Nationalaufstands (SNP) –, eines kirchlichen und familiären bzw. eines gesellschaftlichen Feiertages – Weihnachten bzw. Halloween – gelesen werden können. Monika Vrzgulová analysiert in ihrem Beitrag über den Slowakischen Nationalaufstand (SNP) zuerst den legislativen Prozess der Anerkennung eines historischen Ereignisses als Staatsfeiertag und konzentriert sich hierauf auf die Untersuchung der verbreiteten Repräsentationen dieses Feiertages. Sie beschreibt die verschiedenen Vorstellungen über den SNP, wie sie sich nach der Wende 1989 gebildet haben, und zeigt anschaulich, wie die Repräsentationen des SNP nach zwei Richtungen gehen: Zum einen wird der SNP als ein historisches Ereignis gesehen, durch das die Slowakei in die Reihen der europäischen Länder trat, die gegen Nazideutschland gekämpft haben, zum anderen als ein volks- und staatsfeindlicher Putsch, der die Slowakei in die Arme der kommunistischen Diktatur trieb. M. Vrzgulová sieht beides im Kontext des jeweils unterschiedlichen politischen Regimes – und bestätigt so nicht nur die Ausgangsthese der Studie, dass die Repräsentationen eines bestimmten historischen Ereignisses vor allem im Dienst der jeweiligen politischen Ausrichtung und ihrer konkreten Schritte und Ziele stehen, sondern zeigt allgemein, wie die Propagierung bestimmter Feiertage eine bestehende Gesellschaftsordnung stabilisiert, was ja seit Émile Durkheim (Les formes élémentaires de la vie religieuse, 1912) als eine der Elementarfunktionen ritueller Praktiken gesehen wird.

Zuzana Beňušková richtet ihre Aufmerksamkeit auf Weihnachten – den Komplex ältester Brauchtümer in Europa, in dem seit Jahrhunderten verschiedene Formen, Inhalte und Interpretationen des Feiertags zusammenlaufen – und beschreibt, wie im behandelten Zeitraum die Menschen in der Slowakei Weinachten erleben und verstehen. Ihre ethnografische Untersuchung zeigt den Wandel dieses Feiertages und seiner Funktionen und vergleicht dabei den aktuellen Stand mit der Situation in

anderen Zeiträumen, beispielsweise mit der Form von Weihnachten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, also im Zeitalter des Sozialismus in der Slowakei. Anhand konkreter Beispiele erläutert sie die Komplexität des Feiertags und seine Wandlungen in den letzten Dekaden und stellt zugleich die Beständigkeit der elementaren Struktur und Funktion der Weihnachtsfeiertage fest.

Im vierten Kapitel befasst sich Juraj Zajonc mit Halloween, einer relativ neuen Erscheinung, die ambivalente Reaktionen in der Slowakei hervorruft und die so als Forschungsobjekt prädestiniert ist, den Möglichkeiten der Verbreitung eines Feiertags gerade „hier und jetzt" ebenso nachzugehen wie der Frage, wie ein neues Kulturphänomen an andere, ältere Feiergestaltungen anknüpft, um so auch Gründe für die – zustimmende oder ablehnende – Haltung bestimmter sozialen Gruppen der Bevölkerung zu finden. Einleitend bringt der Autor Informationen über die Entstehung des Feiertages auf den britischen Inseln, seiner Übertragung nach Nordamerika und deren Verbreitung zurück nach Europa und beschreibt dann das Vordringen von Halloween in die Slowakei nach 1989. Besonders interessant sind die empirischen Angaben über die Verbundenheit des bekanntesten Halloween-Attributs – der geschnitzte, von innen mit Kerzenlicht beleuchtete Kürbis – mit einer älteren Tradition auf unserem Gebiet. Auch verzeichnet J. Zajonc Angaben über Speisen, Kostüme und Masken und deren mögliches Anknüpfen an ältere Kulturphänomene und skizziert so verschiedene Äußerungsformen von Halloween in seiner Verbundenheit mit anderen Feiertagen, insbesondere mit dem Feiertag Allerheiligen und Allerseelen. Zugleich zeigt er das Spektrum der Repräsentationen von Halloween in der heutigen Gesellschaft, die Rolle der Kirchen und anderer Institutionen bei der Verbreitung bzw. Bekämpfung dieses Feiertags auf. Das Kapitel bietet so auf der Basis präzis analysierten empirischen Materials das nuancenreiche Bild eines neuen Feiertages.

Im – in slowakischer, deutscher und englischer Sprache verfassten – Resümee des Buches fassen Katarína Popelková und Juraj Zajonc zusammen, was aufgrund der Erforschung von Feiertagen über die heutige Gesellschaft der Slowakei zu erfahren ist. Sie analysieren Ähnlichkeiten und Unterschiede der untersuchten Feiertage und deren Zusammenhang mit Staat, Kirche und Ökonomie jeweils im Hinblick auf bestimmte Bevölkerungsgruppen und ihrer Akteure. So gelingt es Popelková und Zajonc – wie der gesamten Publikation – ein ebenso weites wie in sich differenziertes Spektrum von unterschiedlichen Repräsentationen,

Praktiken, Symbolen und Attributen der behandelten Feiertage aufzuzeigen und einen wichtigen Beitrag zum Studium der Bedeutung von Feiertagen in der modernen Gesellschaft zu leisten.

Gabriela Kiliánova

Annegret Waldner und Sonja Fankhauser: Von Zillerthal nach Zillerthal. Der Weg der Zillertaler Protestanten von Tyrol nach Preussisch-Schlesien im Jahr 1837.

Wien: mymorawa 2017, 276 Seiten, ca. 100 SW- und Farbabbildungen.

Passend zum Anlass des 500-jährigen Reformationsjubiläums im Jahr 2017 veröffentlichen die beiden Tiroler Volkskundlerinnen Annegret Waldner und Sonja Fankhauser ein ungewöhnliches Buch: Der anzuzeigende Band thematisiert den Weg der im Jahr 1837 aus dem Zillertal vertriebenen Protestanten von Tirol ins heutige polnische Dorf Mysłakowice im Riesengebirge, das bis 1945 Zillerthal-Erdmannsdorf hieß. Der Band versteht sich dabei nicht als eine wissenschaftliche Abhandlung zu dieser oft als letzte konfessionell motivierte Vertreibung in Mitteleuropa apostrophierten Umsiedlung der „Zillertaler Inklinanten" – deren Geschichte ist bereits ganz gut erforscht und soll hier auch nicht noch einmal dargestellt werden. Das Buch von Waldner und Fankhauser leistet vielmehr eine knappe Darstellung der greifbaren Fakten und begibt sich sowohl in historischer wie gegenwartsbezogener Hinsicht auf eine Spurensuche über den zurückgelegten Weg und versteht sich somit auch als eine Art Anregungs- und Wanderbuch.

Folgerichtig zerfällt der Text in drei Abschnitte. Im ersten recht kurzen, nur ca. 20 Seiten umfassenden Teil stellen die Autorinnen die Geschehnisse des Jahres 1837 kompakt dar und schildern die damaligen politischen Winkelzüge und Aktivitäten, die schließlich zur Ausweisung der Zillertaler geführt haben, obwohl eigentlich bereits seit 1781 das Toleranzpatent gegolten hatte: Doch indem die betreffenden Personen nicht als protestantisch, sondern als sektiererisch-akatholisch klassifiziert wurden, fand dieses Toleranzedikt keine Anwendung, und die über 400 ZillertalerInnen konnten vor die Wahl gestellt werden, entweder zum „rechten" Glauben zurückzukehren oder das Zillertal zu verlassen. Der zweite,

rund 120 Seiten umfassende Teil zeichnet die Route der Auswanderer im Spiegel zeitgenössischer Quellen nach und lässt vor dem Auge der LeserIn den Weg von Zell und Strass über Salzburg, Linz, Budweis und Chrudim ins Riesengebirge entstehen. In einer Kompilation unterschiedlichster historischer Wegbeschreibungen entsteht ein plastisches Bild der damaligen Landschaften und Reiseverhältnisse. Da von den Zillertalern selbst keine Reisebeschreibungen überliefert sind, bleiben diese jedoch eigentümlich stumm, den Autorinnen gelingt es allerdings, zumindest in den Spiegelungen anderer Zeitgenossen den Zug der Vertriebenen skizzenartig immer wieder aufscheinen zu lassen und die Anteilnahme der Menschen, die ihnen Herberge und Versorgung gaben bzw. den Zug beobachteten, zu reflektieren. Im dritten und letzten, rund 100 Seiten umfassenden und besonders reich bebilderten Teil wird schließlich der Weg im heutigen Zustand beschrieben wie ihn Waldner und Fankhauser selbst im Jahr 2008 erwandert haben – zumindest soweit sich dies realisieren ließ. Dieser Teil des Bandes liest sich wie eine kompakte touristische Routenbeschreibung und versteht sich wohl als eine Anregung, vielleicht einmal selbst – in Gänze oder in Etappen – im tätigen Nachvollzug auf eigenen Sohlen zumindest Aspekten des Geschehens von 1837 nachzuspüren. Beschlossen wird der Band von einem informativen Ortsnamen-, Quellen- und Literaturverzeichnis und einigen Reprints von Originalquellen, eingeleitet wird er zudem durch Grußworte vom evangelischen Bischof Michael Bünker, dem Superintendenten Olivier Dantine und dem Leiter des Tiroler Volkskunstmuseums in den Tiroler Landesmuseen Karl C. Berger.

In der Summe bleibt der Eindruck eines originellen und engagierten Versuchs, auf unkonventionelle Weise den Zugang zu einem historischen Ereignis zu eröffnen, das sonst oft in seiner Erlebnisdimension hinter dürren Worten und Jahreszahlen zu verschwinden droht. Dies gilt freilich für viele, wenn nicht gar alle historische Ereignisse. In diesem Fall jedoch vermögen Waldner und Fankhauser zumindest für diejenige LeserInnen, die mit Teilen der Route vertraut sind oder sich durch die Lektüre selbst zur eigenfüßigen Erkundung anregen lassen, der Knappheit der historischen Erinnerung etwas entgegenzusetzen.

Timo Heimerdinger

Elke Hammer-Luza, Elisabeth Schöggl-Ernst (Hg.): Lebensbilder steirischer Frauen 1650–1850 (=Forschungen zur Geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, Band 82).
Graz: Leykam 2017, 384 Seiten, zahl. Farb. Abb.

Die Lebenswelten von Frauen in der Geschichte sichtbar zu machen und damit die lange herrschende Maxime „Männer mach(t)en Geschichte" zu korrigieren, gehört zu den nach wie vor dringlichen Aufgaben historisch orientierter Forschungen. Nach dem von einem Autorinnenkollektiv im Frühjahr 2017 herausgebrachten Band zur *Geschichte der Frauen in der Steiermark: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart* erschien im September dieses Jahres der hier anzuzeigende Sammelband *Lebensbilder steirischer Frauen 1650–1850* als ein weiterer wichtiger Mosaikstein der historischen Genderforschung mit starkem Alltagsbezug. Darin versammelt finden sich 27 Biographien über Frauen, die mithilfe akribischer Archivforschungen erhoben und mit allgemeinen geschichtsrelevanten Themen verknüpft wurden. Ganz dem Genre des „Lebensbildes" entsprechend bilden die dargestellten Einzelschicksale gleichzeitig „Zeitbilder" ab, die die sozialen und kulturellen Prozesse in regionalhistorischen Zusammenhängen beleuchten. Dem Buch zugrunde liegt ein mehrjähriges Projekt[1] der Historischen Landeskommission für Steiermark zur Geschlechter- bzw. Frauengeschichte 1650–1850.

Dem zeitlichen Längsschnitt über zwei Jahrhunderte wurde von den Projektleiterinnen und Herausgeberinnen Elke Hammer-Luza und Elisabeth Schöggl-Ernst bewusst ein breiter sozialer Querschnitt zur Seite gestellt. So lernen die Leserinnen und Leser über die einzelnen Frauengeschichten hinaus unterschiedliche Berufe und Stände kennen. Und da ist viel Bemerkenswertes und auch Überraschendes zu finden. So die Geschichte der Eva Moser, die neun Jahre ihres Lebens als amtierende Scharfrichterin verbrachte oder die von Benita Wister, die in Graz als Schokoladenmacherin erfolgreich tätig war. Dazu kommen berührende Schicksale wie das der Maria Jurkowitsch, die als Tabakarbeiterin in Fürstenfeld aufgrund der misslichen Lebens- und Produktionsprozesse sehr jung an Lungenkrebs starb oder der Gerichtsfall der Juliana Hütterich,

1 Link zum Projekt der Historischen Landeskommission für Steiermark: http://www.hlkstmk.at/index.php?option=com_content&task=view&id=432&Itemid=110 (Stand: 20.12.2017)

die als „Kuchelmensch" von Dienstort zu Dienstort weitergereicht wurde und nach einer Vergewaltigung ihr daraufhin geborenes Kind tötete. Anhand von Polizeiakten konnten die Wegstrecken und Sozialkontakte der Vagantin Maria Holzer, die als Kind einer Bettlerin auf der Straße aufwuchs, nachgezeichnet werden. Die Aufnahmeprotokolle des Bürgerspitals von Vordernberg dienten als Ausgangspunkt für die Rekonstruktion des Lebensweges der Dienstmagd Maria Helena Schwarzenberg, die mit acht Jahren ihre erste Arbeitsstelle als Viehhüterin annehmen musste und 53 Jahre später nach 17 Dienstwechseln verarmt in einem „aufgerichteten Bett mit Strohblachen" starb. Auch das Leben von Künstlerinnen konnte ertragreich nachgezeichnet werden, so jenes der Opernsängerin Marianne Pirker, die vor der Mitte des 18. Jahrhunderts aus Graz kommend als anerkannte Prima Donna in Italien berühmt wurde und am Höhepunkt ihres Schaffens wegen einer höfischen Intrige acht Jahre im Zuchthaus verbrachte. Oder die Geschichte der Schriftstellerin Hedwig Louise Pernet, die 1770 mit dem Werk „Versuch in Fabeln und Erzählungen" an die Öffentlichkeit trat und empfindsame Lyrik verfasste und letztlich wieder in Vergessenheit geriet, oder die Karriere der Schauspielerin Madame Hysel alias Luise Fischer, die mit 18 Jahren nach Graz an das ständische Theater engagiert worden war, um dort vor allem Liebhaberinnen- und Hosenrollen zu spielen. Weitere Beiträge beleuchten die Lebenswege mehrerer adeliger Frauen, einer Nonne, einer Großbäuerin als auch einer Keuschlerin, einer Händlerin, einer Beamtengattin, einer Gewerkin, einer Lehrerin, einer Hebamme und einer Kurpfuscherin. Vor allem die Recherchen zu Frauen aus den unteren sozialen Schichten stellten eine besondere Herausforderung dar, da über deren Leben wenig personenbezogenes Quellenmaterial vorhanden war.

Für die Erarbeitung der Einzelbeiträge dieses Buches standen den beiden Herausgeberinnen elf namhafte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der Geschichte, der Europäischen Ethnologie und Kulturanthropologie sowie der Musikwissenschaft zur Seite. Die ausführlichen Quellenangaben zu den Lebensgeschichten liefern wertvolle Hinweise und Anregungen, wie historische Forschung in der Verknüpfung von Archivmaterial und allgemeiner Geschichte lebendig präsentiert werden kann. Damit sind die „Lebensbilder steirischer Frauen" über das Fachpublikum hinaus für breite Kreise der Bevölkerung lesenswert geworden.

Johann Verhovsek

Eingelangte Literatur

„Man nehme …“. Kochbücher und ihre Rezeption im Laufe der Jahrhunderte. Beiträge zum gleichnamigen Symposium 2015. – Graz: Das Land Steiermark, Landesbibliothek, 2016. – 351 Seiten. – (Veröffentlichungen der Steiermärkischen Landesbibliothek; 40)

Arantes, Lydia Maria: Verstrickungen. Kulturanthropologische Perspektiven auf Stricken und Handarbeit. – Berlin: Panama Verlag, 2017. – 350 Seiten

Atze, Marcel u. a. [Hrsg.]: „So schön kann Wissenschaft sein“. Mit Kronprinz Rudolf im Unterricht, mit Kaiserin Elisabeth von Schloss zu Schloss, mit Arthur Schnitzler beim Villenkauf. Zeitkapseln aus der Sammlung Brigitte Hamann. Veröffentlichung zur Ausstellung in der Wienbibliothek im Rathaus. – Wien: Amalthea Verlag, 2017. – 347 Seiten

Baier, Andrea, Tom Hansing, Christa Müller und Karin Werner [Hrsg.]: Die Welt reparieren. Open Source und Selbermachen als postkapitalistische Praxis. – 1. Auflage. – Bielefeld: transcript Verlag, 2016. – 335 Seiten. – Enthält Literaturangaben

Barboza, Amalia, Stefanie Eberding, Ulrich Pantle und Georg Winter [Hrsg.]: Räume des Ankommens. Topographische Perspektiven auf Migration und Flucht. – Bielefeld: transcript, 2016. – 237 Seiten. – (Urban studies). – Literaturverzeichnis: Seite 227–228

Bareither, Christoph: Gewalt im Computerspiel. Facetten eines Vergnügens. – Bielefeld: transcript, 2016. – 364 Seiten. – (Kultur und soziale Praxis)

Batušić, Nikola: Geschichte des deutschsprachigen Theaters in Kroatien. – Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2017. – 273 Seiten. – (Theatergeschichte Österreichs. Band 10, Donaumonarchie; 7)

Bauer, Kurt [Hrsg.]: Die dunklen Jahre. Politik und Alltag im nationalsozialistischen Österreich 1938 bis 1945. – Originalausgabe. – Frankfurt a. M.: Fischer, 2017. – 480 Seiten

Bonz, Jochen u. a. [Hrsg.]: Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. – Wiesbaden: Springer VS, 2017. – VIII, 450 Seiten

Cantauw, Christiane [Hrsg.] Von Häusern und Menschen. Berichte und Reportagen vom Bauen und Wohnen von den 1950er Jahren bis heute. Mit dem Bautagebuch von Rosemarie Krieger. – Münster: Waxmann, 2017. – 416 Seiten. – (Rückblick; 9)

Cantauw, Christiane, Michael Kamp und Elisabeth Timm [Hrsg.]: Figurationen des Laien zwischen Forschung, Leidenschaft und politischer Mobilisierung. Museen, Archive und Erinnerungskultur in Fallstudien und Berichten. – Münster; New York: Waxmann, 2017. – 238 Seiten. – (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland; 127)

Carstensen, Jan und Katarina Frost [Hrsg.]: Creating Museums – Museen erschaffen. 50 Years Association of European Open-Air Museums, 50 Jahre Verband Europäischer Freilichtmuseen. – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 208 Seiten. – Literaturangaben. – Beiträge teilweise englisch, teilweise deutsch

Catalucci, Valentina [Hrsg.]: Giochiamo! Giochi e giocattoli dal Rinascimento al Barocco. Katalog zur Ausstellung in der Galleria Nazionale delle marche, Urbino, Palazzo ducale vom 27 Oktober – 5 Februar 2017. – Mailand: Skira, 2016. – 197 Seiten. – Literaturverzeichnis: Seite 189–197

Dimt, Gunter: Bemalte Möbel aus der Traunsee-Region. Band 2: Möbel des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts aus Bürgerhäusern und Bauernstuben. – Linz: Land

Oberösterreich / Oberösterreichisches Landesmuseum, 2016. – 476 Seiten. – (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich; 44)

Dörrenbächer, Judith und Kerstin Plüm [Hrsg.]: Beseelte Dinge. Design aus Perspektive des Animismus. – Bielefeld: transcript, 2016. – 165 Seiten. – (Design; 35). – Literaturangaben

Drascek, Daniel [Hrsg.]: Kulturvergleichende Perspektiven auf das östliche Europa. Fragestellungen, Forschungsansätze und Methoden. Konferenz der Fachkommission Volkskunde des Johann Gottfried Herder-Forschungsrates, Regensburg, 22. bis 23. November 2013. – Münster; New York: Waxmann, 2017. – 206 Seiten. – (Regensburger Schriften zur Volkskunde – vergleichenden Kulturwissenschaft; 29)

Ebeling, Smilla: Durch die Blume. Geschlechternarrationen in musealen Naturdarstellungen. – Münster; New York: Waxmann, 2017. – 184 Seiten. – (Neue Heimatmuseen; 3)

Eigner, Peter und Günter Müller [Hrsg.]: Hungern – Hamstern – Heimkehren. Erinnerungen an die Jahre 1918 bis 1921. – Wien; Köln; Weimar: Böhlau Verlag, 2017. – 323 Seiten. – (Damit es nicht verlorengeht …; 69)

Enss, Carmen M. und Gerhard Vinken [Hrsg.]: Produkt Altstadt. Historische Stadtzentren in Städtebau und Denkmalpflege. – Bielefeld: transcript Verlag, 2016. – 277 Seiten. – (Urban studies). – Literaturangaben. – Zusammenfassung in englischer Sprache

Ferderbar, Elke und Michael Weese: Bewegte Geschichte auf zwei Rädern. 200 Jahre Fahrrad – Sammlung Schneeberger. Eine Ausstellung im Projektraum Eisenstadt, 23. Juni bis 12. November 2017. – Purkersdorf: Verlagsbuchhandlung Brüder Hollinek, 2017. – 116 Seiten. – (Katalog / Landesmuseum Burgenland; Neue Folge 52)

Fielhauer, Helmut Paul: Mittwintermasken in Niederösterreich. – Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2017. – 305 Seiten. – (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie; 42).

Flieger, Ute Elisabeth, Barbara Krug-Richter und Lars Winterberg [Hrsg.]: Ordnung als Kategorie der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde an der Universität des Saarlandes im September 2014. – Münster; New York: Waxmann, 2017. – 244 Seiten. – (Saarbrücker Beiträge zur Historischen Anthropologie; 1). – Literaturangaben

Frommelt, Hansjörg [Hrsg.]: Die Ausgrabungen auf dem Kirchhügel von Bendern, Gemeinde Gamprin, Fürstentum Liechtenstein. Hrsg. im Auftrag des Amtes für Kultur, Fürstentum Liechtenstein, Archäologie
Band 1: Faccani, Guido, Kirche und angrenzender Friedhof, prähistorische und römische Funde. Mit Beiträgen von Verena Hasenbach und Mathias Seifert. – Vaduz: Amt für Kultur, Archäologie, 2016. – 275 Seiten
Band 2: Heege, Andreas, Die Geschirrkeramik vom 12. bis 20. Jahrhundert. – Vaduz: Amt für Kultur, Archäologie, 2016. – 382 Seiten
Band 3: Heege, Andreas, Anhang, Katalog, Tafeln. – Vaduz: Amt für Kultur, Archäologie, 2016. – 332 Seiten

Frottier, Elisabeth u. a. [Hrsg.]: Fashion. Aus der Kostüm- und Modesammlung der Universität für angewandte Kunst Wien. – Basel: Birkhäuser, 2017. – 288 Seiten. – (Edition Angewandte)

Gerdes, Aibe-Marlene und Michael Fischer [Hrsg.]: Der Krieg und die Frauen. Geschlecht und populäre Literatur im Ersten Weltkrieg. – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 316 Seiten. – (Populäre Kultur und Musik; Band 16). – Literaturangaben

Greif, Gideon u. a. [Hrsg.]: Pravo na nezaborav: Pravni i antropološki aspekti kulture seđanja na žrtve DNH u drugom svetskom ratu. – Belgrade: Ethnographic Institute of Serbian Academy of Sciences, 2017. – 235 Seiten. – (Zbornik / Srpska Akademija Nauka i Umetnosti, Etnografski Institut; 31)

Gretzel, Peter: „Klostersturm" im Gau „Niederdonau". Die Geschicke des nicht enteigneten Zisterzienserstiftes Zwettl. – St. Pölten: Verlag NÖ Institut für Landeskunde, 2017. – 272 Seiten. – (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde; 66). – Literaturverzeichnis: Seite 260–272

Grewe, Maria: Teilen, reparieren, Mülltauchen. Kulturelle Strategien im Umgang mit Knappheit und Überfluss. – Bielefeld: transcript Verlag, 2017. – 320 Seiten. – (Kultur und soziale Praxis)

Hägele, Ulrich: Experimentierfeld der Moderne. Fotomontage 1890–1940. – 1. Auflage. – Tübingen: Tübinger Vereinig. f. Volkskunde, 2017. – 352 Seiten

Hassler, Uta [Hrsg.]: Heimat, Handwerk und die Utopie des Alltäglichen. – München: Hirmer, 2016. – 566 Seiten + 1 Blatt („Kunstbeilage 2"). – Text deutsch, 1 Beitrag italienisch

Hess, Sabine u.a. [Hrsg.]: Der lange Sommer der Migration. – 2. korrigierte Auflage. – Berlin; Hamburg: Assoziation A, 2017. – 267 Seiten. – (Grenzregime; 3)

Heynowski, Ronald: Gürtel. Erkennen, bestimmen, beschreiben. – Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2017. – 259 Seiten. – (Bestimmungsbuch Archäologie; 5)

Holfelder, Ute und Klaus Schönberger [Hrsg.]: Bewegtbilder und Alltagskultur(en). Von Super 8 über Video zum Handyfilm. Praktiken von Amateuren im Prozess der gesellschaftlichen Ästhetisierung. – 1. Auflage. – Köln: Herbert von Halem Verlag, 2017. – 318 Seiten. – (Klagenfurter Beiträge zur visuellen Kultur; 6)

Holopainen, Sampsa, Petri Kallio und Janne Saarikivi [Red.]: Verba vagantur. Jorma Koivulehto in memorian. – Helsinki: Suomalais-Ugrilainen Seura, 2016. – 712 Seiten. – (Suomalais-Ugrilaisen Seuran toimituksia; 274). – Literaturangaben

Johler, Reinhard u. a.: We are Diversity! Ein Archiv der Diversität an der Eberhard Karls Universität Tübingen. – 1. Auflage. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2017. – 197 Seiten

Karimi, Edith: Mimetische Bildung durch Märchen. Phantasie, Narration, Moral. – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 339 Seiten. – (European studies in education; 34). – Literaturverzeichnis: Seite 326–336. – Dissertation, Freie Universität Berlin, 2016

Köstlin, Konrad: Die Alpen als Ikone. IN: Monika Primas u.a. [Hrsg.]: Positionen zur Rolle alpiner Musiktraditionen in einer globalisierten Welt. – Graz: Verlag Steirisches Volksliedwerk, 2017, Seite 40-57

Köstlin, Konrad: Folk Culture on Stage. Von der Normalität des Vorführens und Aufführens. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Band 66 (2017). Seite 16–27

Lewe, Christiane, Tim Othold und Nicolas Oxen [Hrsg.]: Müll. Interdisziplinäre Perspektiven auf das Übrig-Gebliebene. – Bielefeld: transcript, 2016. – 251 Seiten. – (Edition Kulturwissenschaft; 87). – Literaturangaben. – Beiträge teilweise deutsch, teilweise englisch

Lierzer, Katharina: Santa María de Guadalupe. Leerstellen – Glaubenssachen – Zwischenwelten. – Weimar: Jonas Verlag, 2017. – 99 Seiten. – (Grazer Beiträge zur europäischen Ethnologie; 21)

Lohr, Otto und Bernhard Purin [Hrsg.]: Jüdisches Kulturgut. Erkennen – Bewahren – Vermitteln. – Berlin; München: Deutscher Kunstverlag, 2017. – 148 Seiten. – (MuseumsBausteine; 18)

Lorenz, Detlef: Arbeitskreis Bild Druck Papier: Gesamtregister 1981–2016. – Münster; New York: Waxmann, 2017. – 167 Seiten. – (Arbeitskreis Bild, Druck, Papier; Band 22)

Mandel, Birgit [Hrsg.]: Teilhabeorientierte Kulturvermittlung. Diskurse und Konzepte für eine Neuausrichtung des öffentlich geförderten Kulturlebens. – Bielefeld: transcript, 2016. – 287 Seiten. – (Kultur- und Museumsmanagement). – Literaturangaben. – Beiträge teilweise in englischer Sprache

Meighörner, Wolfgang u. a. [Hrsg.]: Hier zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol. Eine Ausstellung im Tiroler Volkskunstmuseum vom 2.6. – 3.12.2017. – Innsbruck: Tiroler Landesmuseen-Betriebsgesellschaft, 2017. – 255 Seiten

Mittelberger, Gottlieb: Reise in ein neues Leben. – 1. Auflage. – Berlin: Verlag Das Kulturelle Gedächtnis, 2017. – 106 Seiten

Moritz, Marina u. a. [Hrsg.]: Wir sind sechzig! Das Buch zum Jubiläum 1955–2015. – Erfurt: Museum für Thüringer Volkskunde, 2016. – 202 Seiten. – (Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt; 39)

Museen in Bayern. Ein Führer durch die bayerische Museumslandschaft. Hrsg. von der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern. – 6., völlig neu bearbeitete Auflage. – Berlin; München: Deutscher Kunstverlag, 2017. – 561 Seiten

Nieradzik, Lukasz: Der Wiener Schlachthof St. Marx. Transformation einer Arbeitswelt zwischen 1851 und 1914. – Wien; Köln; Weimar: Böhlau Verlag, 2017. – 312 Seiten. – (Ethnographie des Alltags; 2). – Quellen: Seite 274–312. – Dissertation, Universität Wien, 2015

Nieradzik, Lukasz [Hrsg.]: „Kinship Trouble". Dimensionen des Verwandtschaftmachens in Geschichte und Gegenwart. – Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2017. – 264 Seiten. – (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie; 44).

Nosková, Jana [Hrsg.]: „Proč to vyprávím?" První polovina 20. století v písemných vzpomínkách německých obyvatel Brna = „Warum erzähle ich das?" Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts in schriftlichen Erinnerungen deutscher Bewohner Brünns = „Why am I telling the story?" The first half of the 20th century in written memories of German residents in Brno. – Brno: Etnologický ústav AV ČR, 2016. – 636 Seiten. – (Brno v minulosti a dnes. Supplement; 24). – Literaturangaben, Register. – Zusammenfassung in englischer Sprache. – Text überwiegend parallel tschechisch und deutsch, teilweise nur deutsch

Opll, Ferdinand und Andreas Weigl [Hrsg.]: Städtebünde. Zum Phänomen interstädtischer Vergemeinschaftung von Antike bis Gegenwart. – Innsbruck; Wien; Bozen: Studienverlag, 2017. – 320 Seiten. – (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas; 27)

Pastieriková, Marta und Alena Kalinová: Posthabánske keramické umenie. – Budapest: Novella, 2016. – 319 Seiten. – (Keramické umenie karpatskej kotliny; 6). – Deutsche Zusammenfassung unter dem Titel: Fayencen in der Slowakei und in Mähren in den Jahren 1730–1860

Payer, Peter und Marie Gruber: Die Zukunft der Stadt weiter gedacht. – 1. Auflage. – Wien: Technisches Museum Wien, 2017. – 183 Seiten. – Literaturverzeichnis: Seite 176–177

Prosser-Schell, Michael [Hrsg.]: Populare religiöse Kultur, Konflikte und Selbstvergewisserung in multiethnischen und multikonfessionellen Einwanderungsgebieten. Ausgewählte neuere Forschungen und Dokumentationen mit einem Schwerpunkt auf dem mittleren Donauraum. – Münster: Waxmann, 2016. – 214 Seiten. – (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa; 17)

Rabensteiner, Alexandra: Fleisch. Zur medialen Neuaushandlung eines Lebensmittels. – Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2017. – 186 Seiten. – (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie; 43).

Reingrabner, Gustav: Ein Christenherz auf Rosen geht ... 500 Jahre Reformation im Burgenland. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. 7 – Landesmuseen Burgenland, 2017. – 138 Seiten. – (Katalog / Landesmuseum Burgenland; Neue Folge 51)

Rieken, Bernd [Hrsg.]: Erzählen über Katastrophen. Beiträge aus Deutscher Philologie, Erzählforschung und Psychotherapiewissenschaft. – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 288 Seiten. – (Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur; 16)

Schlittler, Anna-Brigitte und Katharina Tietze [Hrsg.]: Über Schuhe. Zur Geschichte und Theorie der Fußbekleidung. – Bielefeld: transcript, 2016. – 226 Seiten. – (Fashion Studies; Band 6). – Literaturverzeichnis: Seite 211–226

Schmidt-Lauber, Brigitta [Hrsg.]: Universität und Stadt: Campus Altes AKH Wien. Mit Beiträgen von Linda Erker, Bente Gießelmann, Stefan Handler, Herbert Nikitsch, Herbert Posch, Alexandra Rabensteiner, Oliver Rathkolb, Brigitta Schmidt-Lauber, Markus Stumpf und Katharina Wagner. – Weitra: Bibliothek der Provinz, 2017. – 235 Seiten. – (Enzyklopädie des Wiener Wissens; 28).

Schreck, Anne-Cathrin [Hrsg]: Gekauft – getauscht – geraubt? Erwerbungen zwischen 1933 und 1945. Der Band erscheint zur gleichnamigen Ausstellung vom 26. Oktober 2017 bis 17. Juni 2018 im Germanischen Nationalmuseum. – Nürnberg: Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 2017. – 230 Seiten. – (Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum; 18)

Streitt, Ute u. a.: Die Linzer Eisenbahnbrücke 1900 bis 2016. Eine Chronik in Bildern und Texten. – Linz: Land Oberösterreich/Oberösterreichisches Landesmuseum, 2017. – 184 Seiten

Sümecz, Franz: Baumgarten an der March. 1067–2017. Heimatbuch anlässlich des 950jährigen Jubiläums der ersten urkundlichen Nennung. – 1. Auflage. – Weiden an der March: Gemeinde, 2017. – 495 Seiten

Szeibert, Rita [Hrsg.]: Meisterstücke zwischen Mode und Tracht. Caraco- und Spenzergewand. – 1. Auflage. – München: Hirmer, 2017. – 240 Seiten

Testa, Alessandro: „Fertility" and the Carnival 2: Popular Frazerism and the Reconfiguration of Tradition in Europe Today. IN: Folklore, 128, Vol. 2, 2017. Seite 111–132.

Testa, Alessandro: „Fertility" and the Carnival 1: Symbolic Effectiveness, Emic Beliefs, and the Re-enchantment of Europe. IN: Folklore, 128, Vol. 1, 2017. Seite 16–36.

Tschofen, Bernhard: Vom Erleben der Kultur. IN: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 113. Jg., 2017, Heft 1. S. 7–19

Tschofen, Bernhard: Zum Andenken an Prof. em. Dr. Paul Hugger (1930–2016). In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 113. Jg., 2017, Heft 1. S. 95–98

Vanja, Konrad u. a. [Hrsg.]: Arbeitskreis Bild, Druck, Papier. Tagungsband Breslau 2016. – Münster; New York: Waxmann, 2017. – 288 Seiten. – (Arbeitskreis Bild, Druck, Papier; 21)

Voltaire: Der Fanatismus oder Mohammed. Übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Tobias Roth. – 1. Auflage. – Berlin: Verlag Das Kulturelle Gedächtnis, 2017. – 175 Seiten

Weigel, Sigrid [Hrsg.]: Das Gesicht. Bilder, Medien, Formate. – 1. Auflage. – Göttingen, Niedersachs: Wallstein, 2017. – 200 Seiten

Willner, Sarah: Geschichte en passant. Archäologisches Themenwandern in den Alpen als wissenskulturelle Praxis. – Münster; New York: Waxmann, 2017. – 328 Seiten. – (Edition Historische Kulturwissenschaften; 2)

Wittmann, Ole: Tattoos in der Kunst. Materialität, Motive, Rezeption. – Berlin: Reimer, 2017. – 254 Seiten

Yildiz, Miriam: Hybride Alltagswelten. Lebensstrategien und Diskriminierungserfahrungen Jugendlicher der 2. und 3. Generation aus Migrationsfamilien. – Bielefeld: transcript, 2016. – 228 Seiten. – (Kultur und soziale Praxis). – Dissertation, Universität Köln, 2015

Internationale Zeitschriftenschau

Zeitschrift für Volkskunde. 113. Jahrgang, 2017, Heft 2. Aufsätze: Monique Scheer, Kultur und Religion. Eine Unschärferelation mit Folgen. 179–200; Anita Bagus, Forcierte Internationalität in einer nationalen Disziplin. „Kalte Kriege" im Transformationsprozess der Volkskunde nach 1945. 201–222; Helmut Groschwitz, Ein moderner Mythos für die Nation. Jacob Grimms Deutsche Mythologie (1835) und die Ethnisierung der Deutschen. 223–240; Jens Wietschorke, Architektur in der Kulturanalyse. Stand und Perspektiven der Forschung. 241–267.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Dr. Uta Bretschneider
Hennebergisches Museum Kloster Veßra
98660 Kloster Veßra, Anger 35
bretschneider@museumklostervessra.de

Dr. Anamaria Depner
Institut für Gerontologie
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
69115 Heidelberg, Bergheimer Str. 20
anamaria.depner[at]gero.uni-heidelberg.de

Prof. Dr. Moritz Ege
Institut für Kulturanthropologie /
Europäische Ethnologie
Georg-August-Universität Göttingen
37073 Göttingen, Heinrich-Düker-Weg 14
mege@uni-goettingen.de

Dr. Diana Egermann-Krebs, MA
Lehrstuhl für Europäische
Ethnologie / Volkskunde
Universität Augsburg
86159 Augsburg, Universitätsstraße 10
diana.egermann-krebs@philhist.uni-
augsburg.de

Laura Gozzer, MA
Institut für Volkskunde /
Europäische Ethnologie
LMU München
80539 München, Oettingenstr. 67
l.gozzer@lmu.de

Prof. Dr. Hans Peter Hahn
Institut für Ethnologie
Goethe Universität
60629 Frankfurt a. M.,
Norbert-Wollheim-Platz 1
hans.hahn@em.uni-frankfurt.de

Univ. Prof. Dr. Timo Heimerdinger
Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Fach Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 52d
timo.heimerdinger@uibk.ac.at

Dr. Ute Holfelder
Institut für Kulturanalyse
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
9020 Klagenfurt, Universitätsstraße 65–67
ute.holfelder@ aau.at

Gabriela Kiliánova PhDr., CSc.
Ústav etnológie SAV/ Institute
of Ethnology SAS
813 64 Bratislava, Klemensova 19
gabriela.kilianova@savba.sk

em. Univ. Prof. Dr. Konrad Köstlin
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
konrad.koestlin@univie.ac.at

Prof. Dr. Johannes Moser
Institut für Volkskunde/
Europäische Ethnologie
LMU München
80538 München, Oettingenstr. 67
Johannes.Moser@vkde.fak12.
uni-muenchen.de

Nadja Neuner-Schatz, MA
6492 Imsterberg, Ried 15
nadja.neuner@student.uibk.ac.at

Mag. Kathrin Pallestrang
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
kathrin.pallestrang@volkskundemuseum.at

Dr. Claudia Peschel-Wacha
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
claudia.peschel-wacha@
volkskundemuseum.at

Dr. Margaretha Schweiger-Wilhelm
Bayerische Amerika-Akademie
Stiftung Bayerisches Amerikahaus GmbH
80333 München, Barer Straße 19a
schweiger-wilhelm@amerika-akademie.de

Mag. Christian Stadelmann
Technisches Museum Wien
1140 Wien, Mariahilfer Straße 212
christian.stadelmann@tmw.at

Mag. Dr. Johann Verhovsek
Institut für Volkskunde und
Kulturanthropologi
Karl-Franzens-Unviersität Graz
8010 Graz, Attemsgasse 25/I
johann.verhovsek(at)uni-graz.at

Impressum

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde
Gegründet 1895
Im Auftrag des Vereins herausgegeben von
Timo Heimerdinger, Konrad Köstlin, Brigitta Schmidt-Lauber

Anschriften der Redaktionen
Aufsätze, Mitteilungen, Chronik:
Magdalena Puchberger
c/o Österreichisches Museum für Volkskunde,
1080 Wien, Laudongasse 15–19
Chronik:
Silke Meyer, Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie,
Universität Innsbruck, Innrain 52d, 6020 Innsbruck
Rezensionen:
Herbert Nikitsch, Institut für Europäische Ethnologie,
Universität Wien, 1010 Wien, Hanuschgasse 3
Johann Verhovsek, Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie,
Karl-Franzens-Unviersität Graz, 8010 Graz, Attemsgasse 25/I

Bezug
Verein für Volkskunde, Österreichisches Museum für Volkskunde,
1080 Wien, Laudongasse 15–19
AU ISSN 0029-9668
Jahresbezugspreis € 38,–
für Mitglieder des Vereins für Volkskunde € 26,– (plus Versandspesen)
Bankverbindung: Erste Bank, IBAN AT212011128810111600, BIC GIBAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger
Verein für Volkskunde, 1080 Wien, Laudongasse 15–19
www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at
Layout und Satz: Lisa Ifsits, Druck: Novographic, Wien

Abhandlungen

Anamaria Depner, „Pflegedinge“ transdisziplinär betrachtet. Über den Versuch einer objektzentrierten, empirisch fundierten Methodengenese

Hans Peter Hahn, Fragwürdige Episteme der Materialität. Warum Theorien materieller Kultur die Komplexität der Dingwelt unterschätzen

Laura Gozzer, Am Rande des Münchner Wohnungsmarkts. Subjektmodelle und moralische Anrufungen in Reportagen zur Wohnungssuche

Mitteilung

Moritz Ege/Johannes Moser, Urbane Ethiken. Debatten und Konflikte um das gute und richtige Leben in Städten. Projektvorstellung